



DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Wirtschaftliche Resilienz und ihre Faktoren am Beispiel
Österreichischer Regionen“

verfasst von / submitted by

Simon Baumgartinger-Seiringer

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magister der Naturwissenschaften (Mag. rer. nat.)

Wien, 2017 / Vienna, 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 313 456

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

UF Geschichte, Sozialkunde und politische Bildung
UF Geographie und Wirtschaftskunde

Betreut von / Supervisor:

Ass.-Prof. Mag. Dr. Elisabeth Aufhauser

Erklärung

Hiermit versichere ich,

- dass ich die vorliegende Diplomarbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubter Hilfe bedient habe,
- dass ich dieses Diplomarbeitsthema bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe
- und dass diese Arbeit mit der vom Begutachter beurteilten Arbeit vollständig übereinstimmt.

Wien, am.....

Simon Baumgartinger-Seiringer

Vorwort

Im Zuge einer Seminararbeit zum Thema der regionalen Disparitäten im europäischen Vergleich im letzten Jahr habe ich mich intensiv mit Ideen der wirtschaftlichen Konvergenz bzw. Divergenz beschäftigt. Dabei zeigte sich eindrucksvoll wie unterschiedlich – sowohl bezüglich des zeitlichen Ablaufs als auch in Hinblick auf den Grad der Betroffenheit bzw. Erholung – europäische Regionen von der Finanz- und Wirtschaftskrise ab dem Jahr 2007 ergriffen wurden. Diese ökonomische Erschütterung führte nicht selten zur völligen Umkehr der bis dahin beobachteten Entwicklungspfade, aus konvergierenden wurden für einige Jahre divergierende Bewegungen. Während der Analyse der vielfältigen Ursachen für die enormen räumlichen Unterschiede stieß ich auch auf das noch junge Konzept der wirtschaftlichen Resilienz von Regionen. Fragen nach der Krisenfestigkeit und Widerstandsfähigkeit weckten großes Interesse in mir. Schnell lernte ich, dass diese Dimensionen aber nur einen Teil der Idee abbilden und welche Relevanz die mit dem Konzept verbundenen Fragestellungen in Zukunft haben könnten. Damit war für mich klar, dass ich im Rahmen meiner Diplomarbeit bisherige Überlegungen auf österreichische Regionen übertragen und weiterentwickeln möchte. Die Ergebnisse dieser Ambitionen können auf den folgenden Seiten nachvollzogen werden.

Dass dieses Werk in dieser Form entstehen konnte, liegt zu einem großen Teil auch an Personen, die mich während der intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema begleitet und unterstützt haben. Zunächst möchte ich mich in diesem Sinne besonders bei Mag. Rainer Seyrling, Mag. Melanie Steinbacher, Barbara Loferer-Lainer MSc, DI Walter Kirchler, DI Martin Rohl, Dr. Wolfgang Schwarz, Mag. Helmut Miernicki, Mag. Helmut Heinisch und Mag. Petra Patzelt bedanken, die mir einen Teil ihrer kostbaren Zeit geschenkt und durch spannende Einblicke die Ergebnisse dieser Arbeit immens aufgewertet haben. Großer Dank gilt auch Dr. Elisabeth Aufhauser für die hervorragende Betreuung, für die äußerst hilfreichen Gespräche und nicht zuletzt für die weitgehende freie Hand, die ich bei der Bearbeitung des Themas hatte. Diese Gelegenheit möchte ich auch nutzen um meiner Familie und insbesondere meinen Eltern zu danken, die mich nicht nur während meiner Diplomarbeit tatkräftig unterstützt haben, sondern mir die letzten, außergewöhnlichen Jahre ermöglicht haben. Last but not least bin ich meiner Freundin Eva besonders dankbar für die Geduld, die Hilfestellungen und die neuen Perspektiven auf verschiedene Bereiche, die sie mir eröffnet hat.

Wien, Mai 2017

Kurzbeschreibung

Während das Konzept der Resilienz in anderen Forschungsrichtungen längere Tradition hat, gewinnt es in der Wirtschaftsgeographie erst seit einigen Jahren und insbesondere seit der Wirtschaftskrise ab 2007 zunehmend an Bedeutung. Ein Trend der mit Globalisierung, beschleunigten Entwicklungszyklen und erhöhter wahrgenommener Unsicherheit zusammenhängt. Die Fragen, warum Regionen von Krisen stark unterschiedlich getroffen werden und welche Faktoren dabei eine Rolle spielen, stellen sich aufgrund von ausgeprägten räumlichen Disparitäten hinsichtlich der Betroffenheit auch in einem österreichischen Kontext. Manche Gebiete sind hier im Laufe der weltwirtschaftlichen Rezession relativ gesehen in nur sehr geringerem Ausmaß in Mitleidenschaft gezogen worden. Neben dieser relativen Krisenfestigkeit (Stabilität) erlaubt das Konzept aber auch eine weitere Dimension von Erfolg im Sinne der Resilienz: Durch Veränderung angesichts von ökonomischen Erschütterungen hin zu einer resilienteren Wirtschaftsstruktur (Adaption). Anhand dieser beiden Ausprägungen von Kontinuität bzw. Wandel werden in der vorliegenden Arbeit zwei österreichische Regionen mittels eigens entwickelter Methodik auf Basis von Maßzahlen zur Betroffenheit, Veränderung und Erholung ausgewählt. Mit Hilfe von Expert_innen konnten anhand der Erfolgsregionen Tiroler Unterland und Niederösterreich-Süd schließlich 17 Faktoren für Erfolg im Sinne des Konzepts definiert werden.

Abstract

While the concept of resilience has a long tradition in many fields of research, it has become increasingly important in economic geography for only the last several years, and especially since the economic crisis beginning in 2007 – a trend associated with globalization, accelerated development cycles and increased perceived uncertainty. The questions why regions are affected so unequally by economic crises and what factors play a role in this context also arise in Austria because of the pronounced spatial disparities of regional impact. The global economic recession affected some areas to a lesser extent compared to others. In addition to this relative resistance to crises (stability), the concept also allows a further dimension of success in the sense of resilience: by structural change due to economic shocks towards a more resilient economy (adaptation). Based on these two expressions of continuity and change, two Austrian regions are selected in the present study. The specially developed methodology to do so includes measures of affectedness, change and recovery. With the help of experts, 17 factors for success in the sense of the concept are defined on the basis of the successful regions of the Tiroler Unterland and Niederösterreich-Süd.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Kontextualisierung I: Resilienz-begriff, -theorie, -forschung.....	3
2.1. Engineering Resilience – Resilienz streng im Sinne der Wortbedeutung.....	6
2.2. Ökologische Resilienz	9
2.3. Adaptive Resilienz – Positive adaptability.....	12
2.4. Die Wirtschaftliche Resilienz von Regionen: Zusammenfassung, Problematiken und Definition.....	16
3. Kontextualisierung II: Resilience (of what?) To what? – Die Wirtschafts- und Finanzkrise(n) ab 2007 als Schock-Ereignis	19
3.1. Immobilienkrise in den USA.....	20
3.2. Verbriefung, Bankenkrise, Auswirkungen auf die Realwirtschaft und Weltwirtschaftskrise.....	22
3.3. Die Eurokrise.....	26
3.4. Die Auswirkungen der Wirtschaftskrisen ab 2007 auf Österreich.....	28
3.5. Fazit	35
4. Untersuchungsdesign	37
4.1. Erfolg im Sinne der Resilienz.....	37
4.2. Zwei Ausprägungen von Erfolg.....	39
4.3. Herangehensweise und Forschungsfragen	41
4.4. Datenbeschreibung	42
4.5. Methodologie.....	46
4.5.1. Betroffenheit	47
4.5.2. Veränderung	50
4.5.3. Erholung	54
4.5.4. Rangfolge	58
4.5.5. Expertinneninterviews.....	58
4.6. Zusammenfassung und kritische Betrachtung	60
5. Ergebnisse der gesamtösterreichischen Betrachtung.....	62
5.1. Ergebnisse zur Eigenschaft „Betroffenheit“	62
5.2. Ergebnisse zur Eigenschaft „Veränderung“	65
5.3. Ergebnisse zur Eigenschaft „Erholung“	68
5.4. Gesamtergebnisse und Bildung der Rangfolgen.....	70
5.4.1. Rangfolge zur Stabilität: Niedrige Betroffenheit, geringe Veränderung	70
5.4.2. Rangfolge zur Adaption: Große Betroffenheit, starke Erholung, große Veränderung.....	71

5.5. Auswahl der Untersuchungsregionen zur fallstudienartigen Analyse	72
5.6. Liste der Interviewpartner_innen	75
6. Vorstellung der Untersuchungsgebiete.....	76
6.1. Die Stabilitätsregion Tiroler-Unterland	76
6.2. Die Adaptionsregion Niederösterreich-Süd	80
7. Erfolgsfaktoren im Sinne der Resilienz.....	87
7.1. Grundlegende Erfolgsfaktoren.....	89
7.1.1. Lage im Großraum.....	89
7.1.2. Infrastruktur	90
7.1.3. Nachfrageschwankungen am Weltmarkt.....	91
7.2. Wirtschaftsstruktur.....	91
7.2.1. Die Zweischnidigkeit der Spezialisierung	92
7.2.2. Diversität.....	93
7.2.3. Vorhandene Betriebe	94
7.2.4. Die Sonderrolle des Zweiten Sektors	97
7.2.5. Der Tourismus als „konjunktureller Airbag“	98
7.3. Bildung	99
7.3.1. Wissensbasis.....	100
7.3.2. Nähe und Kooperation zu Hochschuleinrichtungen.....	100
7.4. Bevölkerungsdynamik	101
7.4.1. Zuwanderung.....	102
7.4.2. Die Umwelt-Lebenssituation	102
7.5. Der psychologische Faktor des Wirtschaftens	103
7.5.1. Erwartungen und Sichtweisen der Wirtschaftstreibenden	103
7.6. Soziale Komponente der Resilienz.....	104
7.6.1. Beziehungen zwischen lokalen Akteuren und Institutionen	105
7.6.2. Offenheit der Gesellschaft.....	106
7.7. Politische Eingriffe.....	106
7.7.1. Übergeordnete Ebene: Landes-, bundesseitige und europäische Politik.....	107
7.7.2. Regionalpolitische Maßnahmen	108
7.8. Zusammenfassung.....	109
8. Conclusio	111
9. Beantwortung der Forschungsfragen, Kritische Reflexion und Ausblick	113
Quellen.....	116

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Der einzige Gleichgewichtszustand gemäß der "engineering resilience"	6
Abbildung 2: Bewertungsvariation nach verschiedenen Indikatoren	8
Abbildung 3: Mehrere Gleichgewichtszustände gemäß der ökologischen Resilienz	10
Abbildung 4: Die vier Phasen des adaptiven Kreislaufs.....	13
Abbildung 5: Variationen der Resilienz entlang des adaptiven Kreislaufs	14
Abbildung 6: Die drei Resilienz-Ansätze zusammengefasst	16
Abbildung 7: Der Verlauf des NASDAQ-Index von 1994 - 2005	20
Abbildung 8: Veränderung des BIP ausgewählter Staaten z. Vorjahr in % 2008 - 2016	28
Abbildung 9: Entwicklung des ATX 2003 - 2009	30
Abbildung 10: Anzahl der Beschäftigten und der Arbeitslosen in Österreich 2008 - 2016	32
Abbildung 11: Entwicklung des BRP ausgewählter Bundesländer 2008 - 2015	34
Abbildung 12: Erscheinungsformen positiver Krisenbewältigung von Regionen	37
Abbildung 13: Dimensionen von Erfolg im Sinne der Resilienz	39
Abbildung 14: Originaldaten verglichen mit saisonbereinigten Daten Innviertel	44
Abbildung 15: Die 35 NUTS-3-Regionen Österreichs	45
Abbildung 16: Beschäftigungsentwicklung Innviertel z. Verdeutlichung d. Betroffenheit	47
Abbildung 17: Die Fläche als Maßzahl für die Betroffenheit am Beispiel des Innviertels	48
Abbildung 18: Beschäftigungsentwicklung Unterkärnten 2008 - 2016	50
Abbildung 19: Veränderung der Beschäftigungsstruktur Gesamtösterreich 2008 - 2014	53
Abbildung 20: Beschäftigung seit 2008: Unterkärnten und St. Pölten im Vergleich.....	55
Abbildung 21: Erholung St. Pölten + Umgebung und Trendgerade	57
Abbildung 23: Betroffenheit österreichischer Regionen gegenüber den Krisen ab 2007.....	64
Abbildung 24: Veränderung der Beschäftigungsstruktur österreichischer Regionen von 2008 auf 2014	67
Abbildung 25: Beschäftigungsentwicklung österreichischer Regionen nach ihrem "bounce-back"	69
Abbildung 26: Lage der beiden Untersuchungsgebiete in Österreich	74
Abbildung 27: Beschäftigungsentwicklung Tiroler-Unterland 2008 - 2016	77
Abbildung 28: Veränderung der Beschäftigungsstruktur Tiroler-Unterland 2008 - 2014.....	78
Abbildung 29: Beschäftigungsentwicklung Niederösterreich-Süd 2008 - 2016	81
Abbildung 30: Veränderung der Beschäftigungsstruktur Niederösterreich-Süd 2008 - 2014	84

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Zwei Ausprägungen von Erfolg im Sinne der Resilienz	41
Tabelle 2: Rangfolge zur Stabilität: Niedrige Betroffenheit, geringe Veränderung	70
Tabelle 3: Rangfolge zur Adaption: Große Betroffenheit, starke Erholung, große Veränderung	71
Tabelle 4: Auswahl der Untersuchungsregionen.....	73
Tabelle 5: Liste der Expert_innen aus dem Tiroler Unterland.....	75
Tabelle 6: Liste der Expert_innen aus Niederösterreich-Süd	75
Tabelle 7: Kategorien und Unterkategorien für die Auswertung der Interviews	88

1. Einleitung

Das Wort „Resilienz“ kommt von lateinischen „*resilire*“, das bedeutet übersetzt „abprallen“ bzw. „zurückspringen“ und beschreibt allgemein die Toleranz eines Systems gegenüber Störungen (LUKESCH et al. 2010, S.12). Es ist ein Begriff der eng mit dem Attribut „Widerstandsfähigkeit“ verbunden ist (DEISENBERGER 2015, S. 1) und in anderen Disziplinen schon seit geraumer Zeit verwendet wird. So etwa im Ingenieurwesen, der Physik oder der Biologie (Ebd. S. 8). Das Konzept der „Resilienz“ gewinnt international an Aufmerksamkeit und scheint in den letzten Jahren zu einem „Modewort“ in verschiedenen Forschungsrichtungen geworden zu sein (GRUBER 2011, S. 20). Es verwundert also nicht, dass es auch auf die regionale Betrachtung von Sachverhalten rund um die Widerstandsfähigkeit von Systemen überfließt. Fragestellungen hinsichtlich der Resilienz von Regionen gegenüber Katastrophen oder klimatischen Extremereignissen waren frühe Ansätze dieser Entwicklung. Beispiele hierfür sind etwa der Hurrikan Katrina 2005 im Südosten der Vereinigten Staaten oder die Anschläge des 11. Septembers 2001 (PENALL et al. 2010, S. 71). Einen entscheidenden Beitrag hat im Zusammenhang mit Letzterem das Werk „*The Resilient City*“ von CAMPANELLA & VALE (2005) geleistet. Spätestens seit der Wirtschaftskrise ab 2008 liegt ein starker Fokus der Resilienzforschung auch auf den ökonomischen Strukturen von Regionen und deren Widerstandsfähigkeit gegenüber wirtschaftlichen Extremereignissen (DEISENBERGER 2015, S. 15). Diese Sichtweise hat sich auch im Zuge der Experteninterviews mit politischen Akteuren verdeutlicht, die einen spürbaren Aufschwung des Konzepts in ihrer Tätigkeit feststellen konnten (Vgl. etwa HEINISCH 2017, Z. 366-367). Entscheidende Fragestellungen hinsichtlich der wirtschaftlichen Resilienzforschung sind: „Wodurch zeichnet sich Erfolg im Sinne von Resilienz aus?“ und „Welche Faktoren spielen dabei eine Rolle?“. Diese zentralen Fragen werden sich wie ein roter Faden auch durch die vorliegende Arbeit ziehen, in der die wirtschaftliche Widerstandsfähigkeit österreichischer Regionen untersucht wird.

Zur Beantwortung wird im Kapitel 2 zunächst der Begriff und das Konzept der „Resilienz“ genauer betrachtet. Dabei werden drei Ansätze, die ihren Ursprung in anderen Disziplinen haben dargelegt und mit Hilfe verschiedener Werke versucht deren Potenzial für eine Anwendung im Bereich der wirtschaftlich-regionalen Resilienzforschung auszuloten.

In nächsten Kapitel wird das Schock-Ereignis, das gewissermaßen Ursache für die Analyse ist, die Wirtschafts- und Finanzkrise ab 2007 dargestellt, wobei hier auf den Verlauf und die Auswirkungen auf Österreich ein Hauptaugenmerk gelegt wird.

Anschließend wird die Herangehensweise und Methodologie der Arbeit vorgestellt. Hier werden die Fragestellungen und der Weg dorthin erläutert. Entscheidend wird das

ambivalente Verhältnis zwischen „Stabilität“ und „Wandel“ bzw. „Sein“ und „Werden“ sein, in dem sich Regionen in wirtschaftlichen Krisenzeiten befinden. Anhand dieser scheinbaren Gegensätzlichkeit, die MARTIN und SUNLEY (2015, S. 10) als „*continuity and change*“ bezeichnen, werden im dritten Kapitel zwei Ausprägungen von Erfolg im Sinne der Resilienz definiert.

Die Auseinandersetzung der wirtschaftlich-regionalen Resilienzforschung steckt gewissermaßen noch in den Kinderschuhen, es gibt weder eine anerkannte Definition, geschweige denn eine Operationalisierung (MARTIN und SUNLEY 2015, S. 3), die Diskussion ist noch überwiegend theoretischer Natur. Trotzdem oder gerade deshalb soll hier der Versuch unternommen werden, sich mit der Thematik nicht nur auf einer qualitativen, sondern auch auf einer quantitativen Ebene auseinanderzusetzen. Auf Basis bekannter, theoretischer Konzepte und Ansätze werden Maßzahlen entwickelt, die gemeinsam einen Hinweis auf den Erfolg von Regionen hinsichtlich der Resilienz liefern sollen.

Es folgt die Berechnung der Maßzahlen für alle 35 NUTS-3-Regionen Österreichs und das Erstellen einer Rangfolge für die beiden zuvor definierten Ausprägungen, auf der einen Seite steht dabei Erfolg durch Stabilität, auf der anderen Erfolg durch Adaption. Die Auswahl zweier Regionen ebnet den Weg für eine abschließende, fallstudienartige Untersuchung (Kapitel 6&7). Ziel ist es Faktoren für den Erfolg im Sinne der Resilienz zu finden. Viele Autoren haben in diesem Feld schon Beiträge geleistet, die hier ebenso miteinbezogen werden wie Informationen aus Interviews von Insidern und Verantwortlichen der Regionen. Bekannte Faktoren anhand der erfolgreichen Untersuchungsgebiete zu überprüfen und gegebenenfalls zu erweitern, das ist ein zentrales Anliegen dieser Arbeit. Dabei werden unumgänglich Problematiken einhergehen, die der regionalen Betrachtung von Sachverhalten inhärent sind, etwa Schwierigkeiten bei der Abgrenzung oder der teilweise verborgene Einfluss von übergeordneten Verwaltungs- bzw. Organisationseinheiten (Mutterfirmen, Entscheidungen auf nationaler oder internationaler Ebene,...).

Aus diesem Grund und aufgrund der eigenen Berechnungen ist eine kritische Reflexion von zentraler Bedeutung und unumgänglich. In einem zusammenfassenden Kapitel werden zuletzt die Forschungsfragen beantwortet, die Ergebnisse dargestellt und kritisch betrachtet.

2. Kontextualisierung I: Resilienzbe­griff, -theorie, -forschung

„Ich erachte es für wichtig und man sollte sich wirklich vom Strategischen her, von der Zielsetzung her, Gedanken machen, was man denn tun kann für unsere Territorien [...] um solche Eintiefungen (Anm.: der Beschäftigungsentwicklung 2008/09) gering zu halten“

Dr. Wolfgang Schwarz (ehemaliger Leiter der Geschäftsstelle für EU-Regionalpolitik des Landes Niederösterreichs)

Der Begriff „Resilienz“ ist in vieler Munde. Expert_innen sind sich weitgehend einig, dass die sich stark veränderte Risikowahrnehmung und die zunehmende Unkalkulierbarkeit der Zukunft dem Konzept Aufwind bescheren (DEISENBERGER 2015, S. 3). Mit anderen Worten: eine große Anzahl an Menschen sieht sich mit wachsender Unsicherheit konfrontiert, die eng mit der Krisenfestigkeit und Widerstandsfähigkeit verbundene Idee trifft so den Geist der Zeit. Doch warum hat sich die Wahrnehmung von Risiko so stark verändert? Warum blicken viele von uns verunsichert in die Zukunft?

Ein wesentlicher Grund scheint zu sein, dass die Globalisierung den Takt des Wandels vieler Lebensbereiche spürbar beschleunigt, also Entwicklungszyklen verdichtet hat. KOTLER und CASOLINE (2009, S. 2) beschreiben die Situation so: *„Change can come quickly from any corner of the world [...]. Today the speed of change and the magnitude of shocks are greater than ever“*. Die Beschleunigung geht also auch einher mit mehr und verstärkten Schocks. Das Wort „Schock“ wird in diesem Zusammenhang allerdings deutlich weiter gefasst, als es im alltäglichen Wortgebrauch üblich ist, der wohl stark von der medizinischen Bedeutung beeinflusst ist. Vom französischen *„choc“* kommend, geht der Wortursprung auf *„etwas anstoßen“* zurück (BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE ONLINE 2014). Auch auf die Interpretation von Schocks als Erschütterung im weiteren Sinne beziehen sich KOTLER und CASOLINE (2009, S. 2) wenn sie schreiben: *„The shocks come in all shapes and sizes. [...] It could be two people in a garage building a new gadget called a personal computer. It could be a guy named Jeff Bezos starting an Internet business called 'Amazon'. Or another guy named Steve Jobs building an iPhone.“* So zeigt diese Wahrnehmung eher auf die Geschwindigkeit des Wandels. Ein Schock-Ereignis kann also durchaus eine positive Dimension haben. So wurde das iPhone für Apple bekanntermaßen zum Riesenerfolg. Andere Unternehmen haben diese „Erschütterung“ des Mobiltelefonmarktes unterschätzt und nicht kommen sehen. So wurde beispielsweise die Firma Nokia, die einst noch selbst Vorreiter der Branche war, beinahe komplett vom Markt verdrängt (WELT.DE, 2015). Die Erschütterungen, die von Schock-Ereignissen ausgehen, bleiben trotz dieser Ambivalenz stets ein Unsicherheitsfaktor, da bestehende Strukturen nachhaltig und unumkehrbar verändert werden können. Auch der

Klimawandel und seine Ausprägungen tragen zu diesem Stimmungsbild bei und werfen in verschiedensten Fachrichtungen wichtige Fragen über Handeln in der Zukunft auf (GRUBER 2011, S. 6).

Ähnliches gilt für die Wirtschaftswissenschaften, auch in diesem Bereich gibt es seit einigen Jahren spürbaren Zweifel an der Eignung des derzeitigen Systems für zukünftige Herausforderungen, wobei hier eher die globale Finanz- und Wirtschaftskrise und weniger der Klimawandel Auslöser war (LUKESCH et al. 2010, S. 6). Das Misstrauen in die Wirtschaftsordnung manifestiert sich etwa in einem Umdenken weg von reinem Wachstumsbestreben hin zu mehr Nachhaltigkeit (Ebd.) oder am Zweifel bezüglich des Bruttoinlandprodukts als geeignete Maßzahl für das Wohlergehen der Bevölkerung (STIGLITZ et al. 2009, S. 8). So stellen LUKESCH et al. (2010, S. 6) fest, dass die Auseinandersetzung mit dem Thema *„von schwerwiegenden Zweifeln geprägt ist, wie wir sie seit der großen Depression der dreißiger Jahre nicht erlebt haben“*.

Diese gesamtgesellschaftliche Situation erweist sich offenkundig als Nährboden für neue Ansätze wie dem Resilienz-Konzept. Die dargestellte zunehmende Instabilität und Unsicherheit führt über viele Fachrichtungen hinweg zur Suche nach Alternativen im Sinne der Nachhaltigkeit (GRUBER 2011, S. 5). PENALL et al. (2010, S. 71) sprechen von *„Forschung von Comebacks“*. Entscheidend dabei ist ein neues Verhältnis zu krisenhaften Ereignissen, die zwar immer noch als unerwartet und bedrohlich wahrgenommen werden, deren neue Quantität und Qualität die Gesellschaft aber zum „Leben trotz der Krise“ oder vielmehr zum „Leben mit der Krise“ zwingt (LUKESCH et al. 2010, S. 3). Hier lässt sich die Situation mit der Widerstandsfähigkeit in Zusammenhang bringen: Resilienz bedeutet nämlich auch in einer unsicheren Welt Erfolg zu haben (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 2).

Dem Konzept wird bisweilen eine gewisse „Trendiness“ (PENALL et al. 2010, S. 71-72) attestiert, gleichzeitig sei es „vielversprechend“ aber „fuzzy“, also „schwammig“ (GRUBER 2011, S. 6). Letzteres liegt zum einen an der bereits angesprochenen fehlenden allgemeingültigen Definition, zum anderen liegt das Problem in der Abgrenzung zu anderen Konzepten. So gibt es Stimmen die dem Resilienz-Ansatz vorwerfen, dass er wenig (wenn überhaupt) beitragen und erklären kann, was nicht andere Ansätze schon erklärt haben (HANLEY 1998, S. 244-245). Häufig genannt wird hier die Idee der Nachhaltigkeit. Ohne Zweifel sind die beiden Konzepte ähnlich, die genaue Beziehung zwischen ihnen ist aber Gegenstand von Diskussionen. Wichtiges Unterscheidungsmerkmal ist jedenfalls die Wahrnehmung von Gefahr bzw. Krisen. Während Nachhaltigkeit ein Leben ohne Gefahr durch Einklang von Ökologie, Ökonomie und Sozialem als Ziel hat, sind Unsicherheit und Schock-Ereignisse im Rahmen der Resilienz gegenwärtig und der richtige Umgang damit entscheidend (DEISENBERGER 2015, S. 15). MARTIN und SUNLEY (2015, S. 11) formulieren

das Alleinstellungsmerkmal des Konzepts wie folgt: *„It [the Idea of resilience, Anm.] directs attention precisely to the impact of shocks and their role in shaping.“*

Es zeigt sich also, dass das Verständnis von Gefahr, Schocks, Erschütterung oder Krisen von zentraler Bedeutung ist. Um nun die Frage zu beantworten, wie dieses Konzept und Verständnis auf eine wirtschaftlich-regionale Betrachtungsweise übertragen werden kann, wird zunächst der Begriff „Resilienz“ genauer unter die Lupe genommen. Dabei werden drei bekannte Ansätze aus verschiedenen Disziplinen herangezogen, um differenzierte Dimensionen von Resilienz aufzuzeigen, die für den späteren Versuch der Operationalisierung eine wichtige Rolle spielen.

Zuvor ist allerdings wichtig ein Verständnis für den in der vorliegenden Arbeit verwendeten „System“-Begriff herzustellen. Es handelt sich bei der Verwendung dieses Begriffs um eine entscheidende Schnittmenge der Resilienz-Forschung quer über verschiedene Disziplinen: *„Der Gegenstand der Untersuchung – sei es ein Ökosystem, eine Gesellschaft oder eine Region – wird meist als System betrachtet“* (DEISENBERGER 2015, S. 8). Allgemein kann man unter einem System ein *„konkretes (reales, wirkliches) oder ideelles Ganzes, dessen Teile strukturell oder funktional miteinander in Beziehung stehen“* verstehen (BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE ONLINE 2012). Diese sehr weite Definition soll auch den Rahmen für diese Arbeit bilden.

LANG (2011, S. 16) fügt in diesem Zusammenhang hinzu, dass der Untersuchungsgegenstand im Kontext des Konzepts als etwas Komplexes und Multidimensionales angesehen wird und erklärt weiter: *„Concepts of resilience are [then] used to describe the relationship between the [complex, multidimensional] system under observation and externally induced disruption, stress, disturbance, or crisis“* (Ebd.). Der Autor streicht also den externen, außerhalb des Systems liegenden Entstehungsursprung der Erschütterung heraus. Diesen Überlegungen folgend kann ein äußerst breites Untersuchungsfeld mit dem Ansatz der Resilienz behandelt werden: Von einem Ökosystem, das mit einer Überflutung konfrontiert ist, über einen Menschen, der sich Krankheitserreger „eingefangen hat“, bis hin zu einer Region angesichts einer Weltwirtschaftskrise.

Was das Konzept dabei hervorhebt ist, dass die bloße Widerstandsfähigkeit gegenüber Schocks nur eine Dimension des Erfolgs darstellt: *„In a more general sense, resilience is about the stability of a system against interference. It is, however, more than a response to or coping with particular challenges. Resilience can be seen as a kind of systemic property.“* (Ebd.). LANG bezieht sich dabei auf den Umgang mit Schock-Ereignissen und Unsicherheit sowie auf die von Martin und Sunley betonte *„role in shaping“* (2015, S. 11). Mehr Klarheit soll nun durch die Vorstellung der drei Ansätze hervorgehen.

2.1. Engineering Resilience – Resilienz streng im Sinne der Wortbedeutung

Es wurde bereits dargestellt, dass das Wort „Resilienz“ aus dem Lateinischen kommt und am ehesten mit „abprallen“ oder „zurückspringen“ übersetzt werden kann. Diesem Wortursprung entspricht die erste hier genannte Interpretation: die „Engineering Resilience“ (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 3). Wichtig ist hier die Vorstellung eines (einzigen) Gleichgewichtszustands eines Systems. Während eines Schock-Ereignisses wird das untersuchte System aus diesem „equilibrium-state“ herausgerissen (PENALL et al. 2010, S. 72). Resilienz im Sinne dieser Interpretation ist dann die Fähigkeit des Untersuchungsobjekts in diesen Gleichgewichtszustand „zurückspringen“ („bounce-back“) (DEISENBERGER 2015, S. 9), solange die Intensität des Schocks das Objekt nicht aus dem Bereich eines gewissen „Attraktionsfeldes“ wirft (LUKESCH et al. 2010, S. 12). Der Fokus liegt dabei auf der Geschwindigkeit und dem Ausmaß dieser Genesung („recovery“) (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 3-4). Betont werden im Zusammenhang mit der „Engineering Resilience“ auch stets die selbstregulierenden Mechanismen des Systems (so etwa bei DEISENBERGER 2015, S. 9). Abbildung 1 zeigt zum besseren Verständnis einen solchen „equilibrium-state“ eines Systems in einem Attraktionsfeld, zu dem es nach einer Störung zurückspringt.

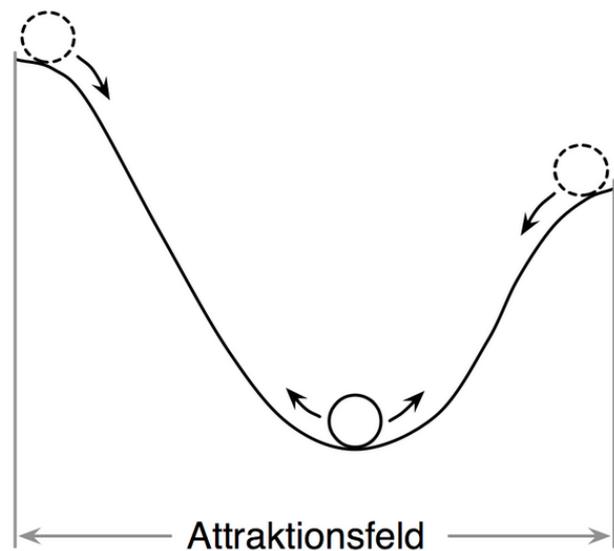


Abbildung 1: Der einzige Gleichgewichtszustand eines Systems gemäß der "engineering resilience" –
Quelle: Lukesch et al. 2010, S. 13

Beispiele für einen Gleichgewichtszustand wären etwa die Fertilitätsersatzrate einer Gesellschaft oder die Körpertemperatur eines Menschen (PENALL et al. 2010, S. 72). Ein Schock-Ereignis könnte dann beispielsweise eine Fiebererkrankung sein, die das System des menschlichen Organismus aus seinem Gleichgewicht bringt. Je schneller die Genesung entsprechend jenem Punkt wie vor der Erkrankung eintritt, desto resilienter wird das Untersuchungsobjekt angesehen, in diesem Fall also das biologische System „Mensch“.

Ein wichtiges Anwendungsfeld ist die Psychologie oder auch die Katastrophenforschung. Beide Disziplinen wollen entsprechend einer Engineering-Resilience in Erfahrung bringen, wie viel ein System ertragen kann, wie lange es für einen „bounce-back“ braucht und warum es sich erholt (PENALL et al. 2010, S. 72). Das Untersuchungsobjekt ist freilich verschieden.

Während die Psychologie die menschliche Psyche untersucht und Fragen nach der Widerstandsfähigkeit und Genesungszeit nach einem Schock-Ereignis (etwa dem Verlust eines nahen Angehörigen) stellt, bezieht sich die Katastrophenforschung auf Anlagen, Städte oder Regionen und die Möglichkeit eines Zusammenbruchs nach einer Katastrophe, wie einem Erdbeben oder einer Überflutung (Ebd. S. 72-73). Unter einem solchen Zusammenbruch des Untersuchungsgegenstands wird dann etwa eine unzureichende Versorgungssituation gesehen. Über einen längeren Untersuchungszeitraum hinweg wird auch hier Resilienz über die Genesungszeit festgestellt. Eine Stadt wäre dem folgend dann resilient, wenn sie nach einer Katastrophe rasch wieder zu ihren ursprünglichen Funktionalitäten findet (Ebd. S. 73).

Dass man sich dem Thema hier auch über das Durchdenken von möglichen Szenarien annähert ist eine spannende Möglichkeit und entspricht auch den Handlungsempfehlungen für Regionalentwicklung des Workshops des österreichischen Bundeskanzleramtes, der zum Thema „Regionale Resilienz – Neue Anforderungen für Österreichs Regionalpolitik?“ gehalten wurde. Hierbei wurde festgestellt, dass sich Unternehmer_innen in Zeiten wachsender Unsicherheit zunehmend Szenarioanalysen bedienen und „Frühwarnsysteme“ entwickeln. Darin sahen die Teilnehmer_innen auch Chancen für die Regionalentwicklung im Sinne erhöhter Resilienz (GRUBER 2011, S. 24). Auch wenn dieser Ansatz im Rahmen dieser Arbeit nicht verwendet wird, ist hier gewiss Potenzial vorhanden und die Möglichkeit in weiteren Feldern zu forschen gegeben.

Interessanterweise war es mit C.S. HOLLING (1973) ein Ökologe, der einen Konnex zwischen dem Ansatz der Engineering-Resilience und der Ökonomie hergestellt hat. Er sieht in der Idee des „bounce-back“ eine Parallele zur Idee der „self-restoring equilibrium dynamics“, die in der sogenannten „Mainstreamökonomie“ postuliert wird (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 4). Demzufolge hat beispielsweise eine Volkswirtschaft einen Gleichgewichtszustand, das kann etwa ein bestimmter Wachstumspfad sein. Wenn ein Schock-Ereignis, etwa eine Finanzkrise, diese Volkswirtschaft aus dem Gleichgewicht bringt, so setzen automatisch Mechanismen des Marktes ein, die den ursprünglichen „equilibrium-state“ wiederherstellen. Das würde dem folgend also bedeuten, dass Marktregulierungen die Resilienz der betreffenden Volkswirtschaft verringern würden. (Ebd.)

Man kann diesen Überlegungen unterschiedlich gegenüberstehen, wichtig ist, dass der Ansatz der Engineering-Resilience in verschiedensten Disziplinen Verwendung gefunden hat. Wie alle diese Beispiele – von der Körpertemperatur eines Menschen, über die Funktionsfähigkeit einer Stadt, bis hin zum Wachstumspfad einer Volkswirtschaft – zeigen, braucht man beobachtbare Charakteristika eines Systems zur Feststellung des Ausmaßes der Resilienz im Sinne dieses Ansatzes (Vgl. PENALL et al. 2010, S. 73). Diese Indikatoren

bestimmen maßgeblich die Bewertung der Resilienz eines Systems (DEISENBERGER 2015, S.10), wie Abbildung 2 schemenhaft zeigt. Damit einhergeht, dass man als Forschender sein Augenmerk bewusst auf gewisse Dinge legt und andere damit ausblendet (PENALL et al. 2010, S. 73). Bewusstsein für diesen Sachverhalt zu schaffen, ist für die Interpretation der Ergebnisse wichtig.

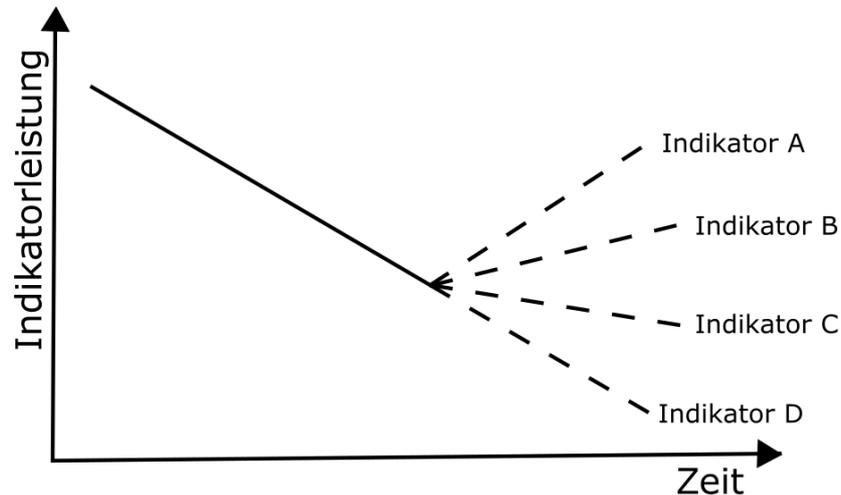


Abbildung 2: Bewertungsvariation nach verschiedenen Indikatoren –
eigene Darstellung nach DEISENBERG 2015, S. 10 bzw. FOSTER 2012, S.40

Auch hinsichtlich der wirtschaftlich-regionalen Betrachtungsweise gibt es Überlegungen bezüglich der Einbeziehung dieses Ansatzes, wie am Beispiel des BKA Workshops deutlich wird. PENALL et al. (2010, S. 73) stellen in diesem Zusammenhang fest: „*Regional growth in output and population or rates of unemployment, poverty or labour-force participation can be considered at least partly equilibrium phenomena.*“ Sie sehen also durchaus Indikatoren, der wirtschaftlichen Funktionsfähigkeit von Regionen entsprechend, die zur Beurteilung ihres Erfolgs im Sinne der Resilienz herangezogen werden können. Auch HILL et al. (2008, S. 2) definieren regional-wirtschaftliche Resilienz in Bezug auf einen „bounce-back“ und die Engineering-Resilience: „*We conceptualize regional economic resilience as the ability of a region [...] to recover successfully from shocks to its economy that either throw it off its growth path or have the potential to throw it off its growth path but do not actually do so.*“ Zwei Dimensionen werden hier deutlich: zum einen Stabilität („*have the potential to throw it off...but do not actually do so*“) und zum anderen eine erfolgreiche Erholung („*recover successfully*“). Es handelt sich hierbei bereits um wichtige Überlegungen für mögliche Ansätze zur Operationalisierung der Resilienz der österreichischen Regionen, die ab Kapitel 4 diskutiert werden.

Trotz all dieser vielversprechenden Überlegungen bleibt ein zentraler Kritikpunkt am Konzept der Engineering-Resilience bestehen. Dieser bezieht sich darauf, dass der Ansatz nur einen einseitigen Blick auf das System erlaubt. Es wird nicht hinterfragt, welche Veränderungen im Hintergrund passiert sind (DEISENBERGER 2015, S. 11). So kann eine Region nach einer Wirtschaftskrise zwar rasch wieder eine niedrige Arbeitslosenrate haben, wie sich die Beschäftigung strukturell verändert hat, bleibt dabei aber unklar. Aus diesem Grund werden im Folgenden zwei weitere Konzepte vorgestellt.

2.2. Ökologische Resilienz

Der Gedanke eines einzigen Gleichgewichts erscheint je nach Fragestellung also als unzureichend. Daher geht der zweite hier vorgestellte Ansatz von mehreren Gleichgewichtszuständen, also „multi-equilibrium-states“ aus (PENALL et al. 2010, S. 73). Zentraler Gedanke ist zunächst, dass ein System ein Schock-Ereignis prinzipiell absorbieren kann, ohne dabei seine Struktur und Funktionalität zu verändern (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 4). Ist die Intensität des Schocks allerdings zu groß, so reorganisiert sich das System und wechselt in einen neuen Gleichgewichtszustand (PENALL et al. 2010, S. 73). Resilienz wird in diesem Sinne bewertet, je nachdem wie viel ein Untersuchungsobjekt absorbieren kann, bevor es in einen neuen „equilibrium-state“ wechseln muss. Die Intensität der Erschütterung ist also entscheidend für die Bewertung der Resilienz des Systems (Ebd.).

Es war HOLLING (1973) der diesen Ansatz als „ecological resilience“ bezeichnet hat, da er seiner Ansicht nach vor allem für Ökosysteme passend ist (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 4). Lebendige Systeme werden beeinflusst von einer Vielzahl von miteinander verbundenen Prozessen, die bei diesem Wechsel in einen neuen Gleichgewichtszustand eine Rolle spielen. Aus diesem Grund sind mehrere „equilibrium-states“ keine Seltenheit in der Natur. Ein Beispiel wäre ein Brand in einer Baumsavanne, nachdem sich ein Ökosystem neu organisieren muss und sich in ein offenes Grasland wandelt. (LUKESCH et al. 2010, S.13-14). Weitere Klarheit bringt Abbildung 3 mit sich. Die Grafik zeigt das Verhältnis und die Wechselwirkung zwischen dem Zustand des Ökosystems auf der X-Achse und externen Einflüssen auf der Y-Achse („Conditions“). Je nach Intensität der Einflüsse treten verschieden beständige Gleichgewichtszustände auf. Der vorderste bzw. hinterste Zustand ist ein „single-equilibrium-state“ (wird durch den einzelnen Ball gekennzeichnet) und wird als relativ stabil dargestellt, das System lagert sicher im Attraktionsfeld. Die drei mittleren Situationen zeigen Verhältnisse zwischen Ökosystem und externen Einflüssen, in denen je nach Ausmaß der Einwirkung mehrere „equilibria-states“ möglich sind. Der zweite, vor allem

aber der vierte Zustand erscheint dabei am labilsten, schon eine kleinere Störung (Perturbation) kann das System zum Wechsel in ein neues Gleichgewicht bringen. Hier wird die Resilienz des Systems am geringsten angesehen. (LUKESCH et al. 2010, S.13; PENALL et al. 2010, S. 74).

Ausgehend von diesen Ansätzen in der Ökologie wurde das Konzept gewissermaßen zu einer „extended ecological resilience“ weiterentwickelt (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 4) und fand schließlich auch Beachtung in anderen Disziplinen (LUKESCH et al. 2010, S.14). Auch hier lassen sich die bereits erwähnten Fachrichtungen der Katastrophenforschung und der Psychologie heranziehen. So hat der Hurrikan Katrina der Region New Orleans 2005 nicht nur in vielerlei Hinsicht schwer zugesetzt (Bevölkerung, Bebauung, ...), sondern für viele auch

offenbart, dass das alte „Normal“ nicht mehr erstrebenswert ist, etwa hinsichtlich der Politik oder des Sozialwesens. Die Region orientiert sich nach der enormen Erschütterung hin zu einem „neuen Normal“ (PENALL et al. 2010, S. 74). Das Konzept multipler Gleichgewichtszustände kann auch herangezogen werden, um die menschliche Psyche und ihre Funktionalität zu analysieren. Oftmals wird davon gesprochen, dass man durch Probleme und Schwierigkeiten letztlich stärker wird als man zuvor war (Ebd.). Diese Anschauung spiegelt die Idee eines „neuen Normals“ ebenfalls wider. Andererseits gibt es auch die Entwicklung hin zu langfristigen Problemen nach Schock-Ereignissen, die schwer belastend sind, etwa nach einem Krieg (Ebd.).

Diese Debatte in der Psychologie zeigt, dass es neben unterschiedlichen Gleichgewichten auch eine weitere Möglichkeit, nämlich die eines „lock-in“ gibt, also das feststecken in suboptimalen Zuständen (Ebd.). Die Gründe für eine solche Festgefahrenheit unterscheiden sich je nach untersuchtem System stark. Hinsichtlich einer regional-wirtschaftlichen Untersuchung sehen Expert_innen die Gefahr vor allem gegeben, wenn politische,

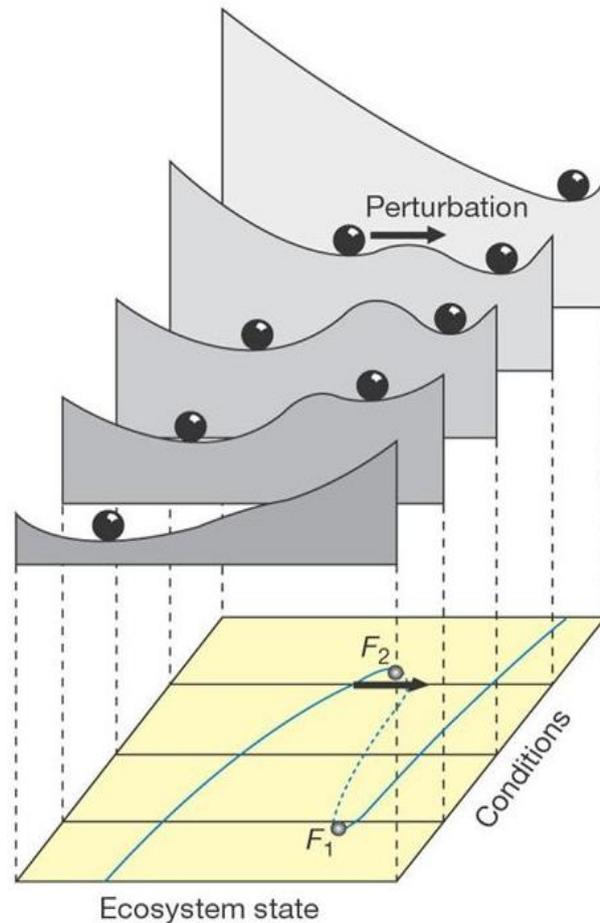


Abbildung 3: Mehrere Gleichgewichtszustände gemäß der ökologischen Resilienz - Quelle: PENALL et al. 2010, S. 74.

institutionelle und unternehmerische Strukturen eingefahren sind (Ebd., S. 74-75). Auch das Denken in zu kurzen Zeiträumen kann hier eine Rolle spielen. Als Beispiel hierfür nennen PENALL et al. (2010, S. 75) den Klimawandel. Dieser ist als Schock-Ereignis für unterschiedliche Systeme, beispielsweise einer Region zu betrachten. Auf den Klimawandel zu reagieren und damit sozusagen in ein neues Gleichgewicht zu finden, das wäre mit erheblichem kurzfristigem Aufwand verbunden. Die mittel- und langfristigen Verbesserungen bleiben ausgeblendet, dies führt zu einem „lock-in“. Die Lösung dieses Problems liegt dementsprechend in einem längeren Betrachtungszeitraum. Hier wiederum liegt letztlich auch eine große Stärke des Konzepts der ökologischen Resilienz. Durch die Langfristigkeit ergibt sich ein gesamtheitliches Bild, das stets die Möglichkeit eines Wechsels zu einem besseren Zustand auch nach einer längeren Durststrecke einräumt (Ebd.).

Ein Beispiel hierfür ist die Stadt Pittsburgh. In dieser hat nach einer Krise zwar auch über längeren Zeitraum keinen „bounce-back“ zu ursprünglichen Werten gegeben, insgesamt kann man aber trotzdem argumentieren, dass der Lebensstandard sich verbessert hat, wenn man etwa Maßzahlen zur Luftverschmutzung oder Kriminalitätsstatistik ansieht (Ebd.). Obwohl dieser Wandel laut PENALL et al. (2010, S. 75) durchaus als Erfolg im Sinne der ökologischen Resilienz gewertet werden kann, geben MARTIN & SUNLEY (2015, S. 5) zu bedenken, dass gemäß dem Ansatz (der öko. Resilienz) der alternative, neue Gleichgewichtszustand typischerweise als weniger erstrebenswert als der „Pre-Schock-Zustand“ betrachtet wird.

Dies führt uns direkt zum Potential des Ansatzes aus einem regional-wirtschaftlichen Blickwinkel. So liegen die Stärken auch hier auf einer ganzheitlichen Betrachtungsweise. Diese kann helfen Zusammenhänge und die Komplexität innerhalb einer Region zu verstehen (DEISENBERGER 2015, S. 12). Schwierigkeiten ergeben sich aber beim Feststellen neuer Gleichgewichtszustände von Regionen (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 5). Ab wann eine Region einen neuen „equilibrium-state“ hat, ist kaum zu beantworten. Möglicherweise kann man ein neues Gleichgewicht in einer historischen Betrachtung festmachen, wenn etwa ein Schock eine Volkswirtschaft zu tiefgreifenden Änderungen der Struktur gebracht hat, a-priori ist die Herangehensweise aber schwer umzusetzen (Ebd.). Letztlich liegt die wohl größte Schwäche des Konzepts für eine Anwendung für die wirtschaftliche Resilienz von Regionen aber im bereits erwähnten Verhältnis zur Veränderung. Denn auch wenn neben der Rückkehr zu einem „single-equilibrium-state“ im Zuge der ökologischen Resilienz alternative Gleichgewichte von Systemen als eine weitere mögliche Entwicklungsmöglichkeit angesehen werden, so gilt ein System dann als besonders resilient, wenn es einen Schock trotz hoher Intensität absorbieren kann *ohne* sich verändern zu müssen (DEISENBERGER 2015, S. 12). Veränderung wird in diesem Sinne als eine Möglichkeit betrachtet, gleichzeitig

aber wird sie, wenn sie eintritt, als „notwendiges Übel“ gesehen. Aus diesem Grund soll als dritter und letzter Ansatz ein Konzept diskutiert werden, das sich durch ein gänzlich anderes Verhältnis zu Veränderung, Wandel und Adaption auszeichnet.

2.3. Adaptive Resilienz – Positive adaptability

Das Wort „Krise“ kommt aus dem Griechischen und entgegen der durchwegs negativen Konnotation ist die eigentliche Wortbedeutung nicht eindeutig. Ursprünglich bezog man sich mit dem Wort auf einen Wendepunkt oder eine Entscheidung (LUKESCH et al. 2010, S.10). Diese eher positive Auslegung einer Krise passt sehr gut zum Ansatz der „adaptiven Resilienz“. Die Vorstellung von Systemen, die in sich in einer ständig wandelnden Umwelt in einem Normalzustand befinden, ist in vielen Bereichen kaum denkbar (DEISENBERGER 2015, S. 12). Und warum soll sich Erfolg im Sinne der Resilienz in einer solchen Welt ausgerechnet durch Stabilität auszeichnen? Ist nicht genau das Gegenteil der Fall? Ist nicht jenes System erfolgreich, das sich angesichts sich ständig veränderten Rahmenbedingungen weiterentwickelt, mit der Zeit geht und auf neue Fragen neue Antworten findet?

Dieser Gedankengang ist zentral für die dritte und letzte Auslegung von Resilienz, die im Rahmen dieser Arbeit vorgestellt wird, der „adaptiven Resilienz“. Veränderung wird hier eben nicht als notwendiges Übel gesehen, sondern vielmehr als wichtige Kategorie für Erfolg im Sinne der Resilienz. Eine Krise wird also, so wie eigentlich gemeint, als ein Wendepunkt für ein System oder als Zeitpunkt gesehen an dem Entscheidungen gefordert werden. Alte Strukturen und Prozesse müssen hinterfragt und gegebenenfalls erneuert werden. Eine Erschütterung ist also neben einer Bedrohung auch eine Chance (Ebd., S. 13). Einer Krise wohnt damit auch immer der „Prozess der kreativen Destruktion“ inne (LUKESCH et al. 2010, S.23).

Das scheint zunächst ein Widerspruch in sich zu sein. Mit Kreativität verbindet man eher „Entstehen“ als „Zerstören“. Freilich ist damit gemeint, dass Altes oder Ausgedientes durch Neues ersetzt wird. Solche scheinbaren Gegensätzlichkeiten sind der adaptiven Resilienz inhärent. Wie LUKESCH et al. (2010, S.18) zeigen, geht es dabei letztlich um zwei Einflüsse: Auf der einen Seite steht die „innere Verbundenheit“. Damit ist die Stärke der Verbindungen zwischen den einzelnen Akteuren gemeint. Lange und intensive Kooperationsbeziehungen zwischen Unternehmer_innen in einer Region deuten beispielsweise auf eine starke innere Verbundenheit hin. Auf der anderen Seite steht das „schöpferische Potential“ eines Systems.

Damit meinen die Autoren „die Fähigkeit Chancen für Wachstum und Entwicklung wahrzunehmen“ (Ebd.). Entlang dieser beiden Einflussgrößen durchlaufen laut diesem Ansatz alle lebenden Systeme die folgenden vier Phasen (nach LUKESCH et al. 2010, S.19) (siehe dazu auch Abbildung 4):

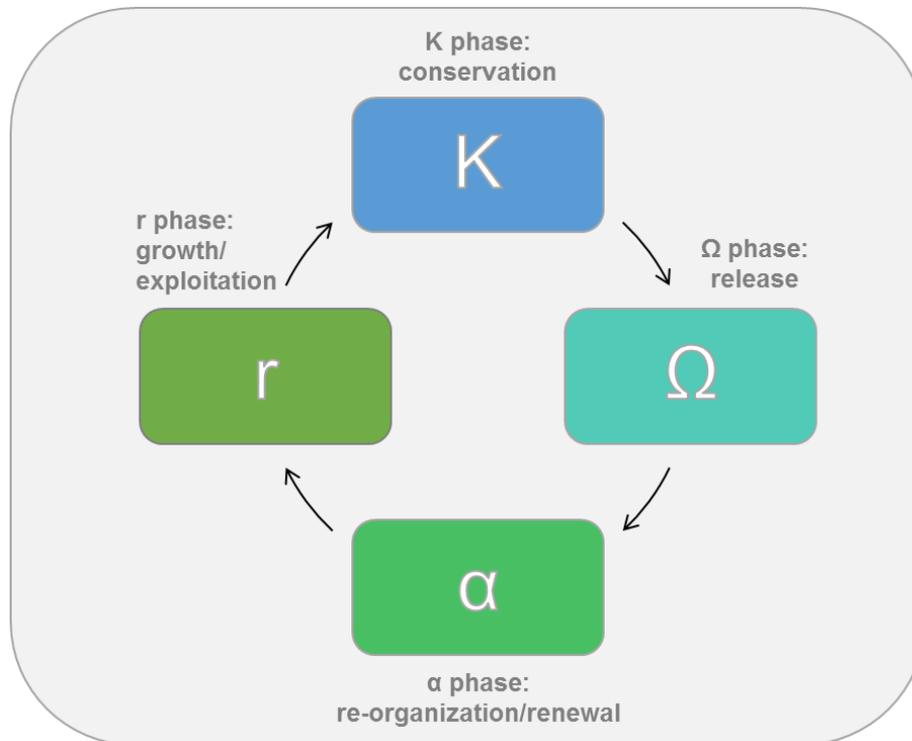


Abbildung 4: Die vier Phasen des adaptiven Kreislaufs – eigene Darstellung nach GRUBER 2011, S. 14.

Wachstums- oder Nutzungsphase (r): In dieser Phase wächst das System. Die innere Verbundenheit ist zunächst noch gering, verstärkt sich im Laufe dieser Phase aber stetig. Auch das schöpferische Potential wird immer stärker und entfaltet sich in dieser Phase.

Schutz- oder Erhaltungsphase (K): Die innere Verbundenheit ist hoch, dies zeigt sich etwa in einem ausgeprägten Regelwesen oder durch strenge Qualitätsstandards. Das hohe schöpferische Potential wirkt in den Subsystemen. Durch diesen Erfolg versucht das System sich zunehmend abzusichern, sich zu stabilisieren bzw. zu konservieren. Obwohl es nicht so scheint, wird das System ab diesem Zeitpunkt immer verletzlicher gegenüber Schock-Ereignissen, die Resilienz sinkt. Die hohe innere Verbundenheit führt dazu, dass Erschütterungen von einem Subsystem leicht auf andere überspringen. Der Zustand lässt sich beschreiben mit: „accident waiting to happen“. Die Schutz- bzw. Erhaltungsphase kann dennoch durchaus lange anhalten, wenn die institutionellen Ebenen dies gezielt forcieren.

Die **Zerstörungs- oder Übergangsphase (Ω)** ist geprägt durch Destabilisierung und kreativer Zerstörung. Die Potentiale, die bisher gebunden waren, werden freigesetzt. Die

innere Verbundenheit beginnt sich hier schnell zu lösen. Ein Beispiel hierfür ist die Obersteiermark in den 1980er und 1990er Jahren (GRUBER 2011, S. 15). Durch Eingreifen und Gegensteuern wurde die Region lange in der Erhaltungsphase (K) gehalten. Im Laufe der Zeit sinkt das schöpferische Potential in der verlängerten K-Phase, also die Fähigkeit Chancen für Wachstum und Entwicklung zu nutzen. Diese fehlende Adaptionsfähigkeit führt schließlich zu einer krisenhaften Erschütterung.

Die **Reorganisations- oder Erneuerungsphase (α)** schließt den Kreislauf. Die innere Verbundenheit ist gering. Die Potentiale binden sich wieder in Subsystemen, nachdem sie während der Ω -Phase freigesetzt wurden. Gekennzeichnet ist die Erneuerungsphase durch einen hohen Grad der Ungewissheit. Einerseits können die freigewordenen Potentiale zu starken Erneuerungstendenzen führen, andererseits besteht die Gefahr, dass sie ungenutzt verschwinden. Um beim Beispiel der Obersteiermark zu bleiben: die Krise hat eine große Anzahl an Arbeitskräften freigesetzt, die neuen Betrieben („start-ups“) viele Möglichkeiten bieten. Trotzdem wandern viele junge Menschen aufgrund der unsicheren Lage ab (LUKESCH et al. 2010, S.19).

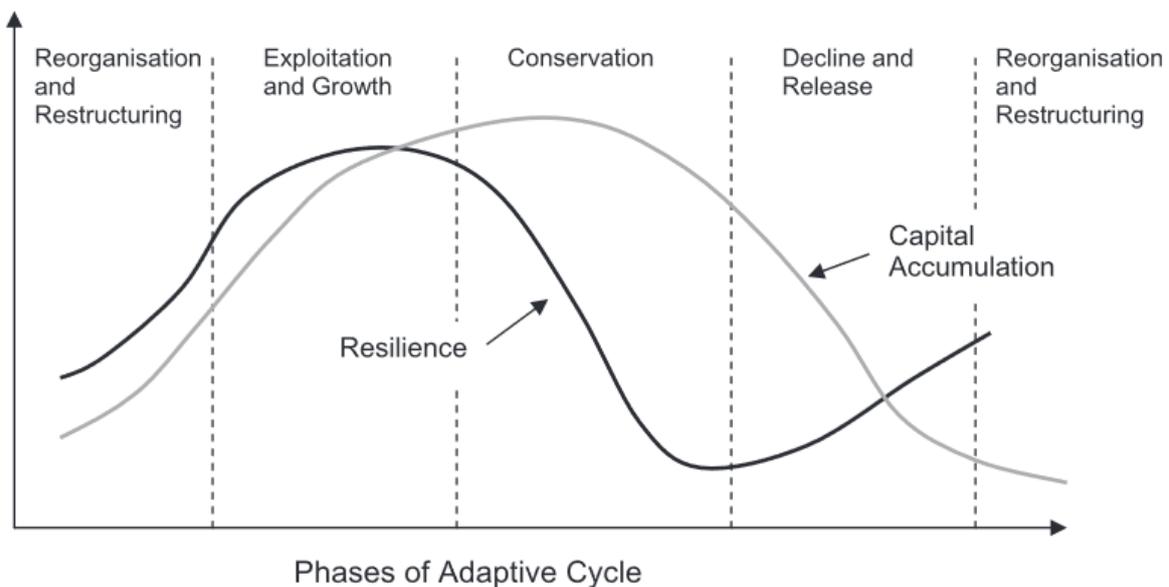


Abbildung 5: Resilienz als Prozess: Variationen der Resilienz entlang des adaptiven Kreislaufs –

Quelle: Simmie & Martin 2010, S. 34

Auch SIMME und MARTIN (2010, S. 34) greifen diesen adaptiven Kreislauf auf und zeigen wie sich die Resilienz einer Region während dieses Zyklus verändern kann. In der Reorganisations- und Erneuerungsphase steigt sie aufgrund der Potentiale und der dynamischen Möglichkeiten an. In der Wachstumsphase erreicht die Resilienz ihren Höhe-,

aber auch ihren Wendepunkt. Durch zunehmende Konservierungs- und Stabilisierungstendenzen sinkt die Krisenfestigkeit rasch, da das System auf krisenhafte Erschütterungen nicht mehr dynamisch reagieren kann. Es ist zunehmend eingefahren. Dieses Bild dreht sich mit der abnehmenden inneren Verbundenheit in der Übergangsphase. Die Kapitalakkumulation in der Region hinkt, jeweils aufgrund der Reaktionen auf die Umstände, immer um eine Phase hinterher. Während also etwa in der α -Phase die Resilienz schon steigt, erreicht die Kapitalakkumulation aufgrund der Reaktion auf die Ω -Phase ihren Tiefpunkt.

Dieser Kreislauf der adaptiven Zyklen darf allerdings nicht als deterministisch angesehen werden (LUKESCH et al. 2010, S. 23). Systeme können die Phasen auch in anderer Reihenfolge durchlaufen. Je nach Interpretation könnte das Verbleiben und Wechseln zwischen r-, K- bzw. α -Phasen sogar als besonders resilient angesehen werden (Ebd.). Wie das Beispiel der Obersteiermark darüber hinaus zeigt, muss der Übergang zwischen bestimmten Phasen keineswegs reibungslos verlaufen (GRUBER 2011, S. 15). Die Region war durch die krisenhafte Situation stark betroffen und hat bis heute mit den Auswirkungen der Erschütterung zu kämpfen. Entscheidend ist, dass gemäß diesem Ansatz die Obersteiermark trotz der Betroffenheit als resilient angesehen werden könnte, wenn sich durch adaptive Prozesse letztlich wieder wirtschaftlicher Erfolg einstellt. Mit anderen Worten: Erfolg im Sinne der adaptiven Resilienz wird, entgegen der engineering-resilience, eher durch einen „bounce-forward“ erreicht, als durch einen „bounce-back“ (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 6).

Es zeigt sich, dass dieser Ansatz auch für eine regional-wirtschaftliche Betrachtungsweise sehr sinnvoll sein kann. Das liegt insbesondere an den sich ständig wandelnden wirtschaftlichen Bedingungen. Diese führen dazu, dass sich die vielen Akteure, die an der Entwicklung einer Region mitwirken, an die neuen Gegebenheiten anpassen und sich damit selbst ständig im Wandel befinden (SIMMIE & MARTIN 2010, S. 41). Ein Prozess, der durch die schnelleren Entwicklungszyklen enorm verstärkt wird und laut SIMMIE und MARTIN nie in einem Gleichgewichtszustand ist (2010, S. 41). Die beiden Autoren empfehlen aus diesem Grund sogar diesen „*evolutionary approach*“, um die wirtschaftliche Resilienz von Regionen zu analysieren (Ebd.).

2.4. Die Wirtschaftliche Resilienz von Regionen: Zusammenfassung, Problematiken und Definition

Die drei gezeigten Ansätze verdeutlichen, wie weit verbreitet der Resilienz-Begriff quer über verschiedenste Fachrichtungen ist (DEISENBERG 2015, S. 13). Dabei werden unterschiedliche Fragen gestellt und in weiterer Folge Erfolg auch je nach Konzept verschieden interpretiert (siehe dazu auch Abbildung 6). Sie bieten aus diesem Grund jeweils unterschiedliche Einflüsse für die Betrachtung der wirtschaftlichen Resilienz von Regionen, wie jeweils gezeigt wurde. Diese unterschiedlichen Grundgedanken und Anschauungen von Resilienz werden auch maßgeblich in den quantitativen Teil dieser Arbeit einfließen (siehe dazu Kapitel 4).

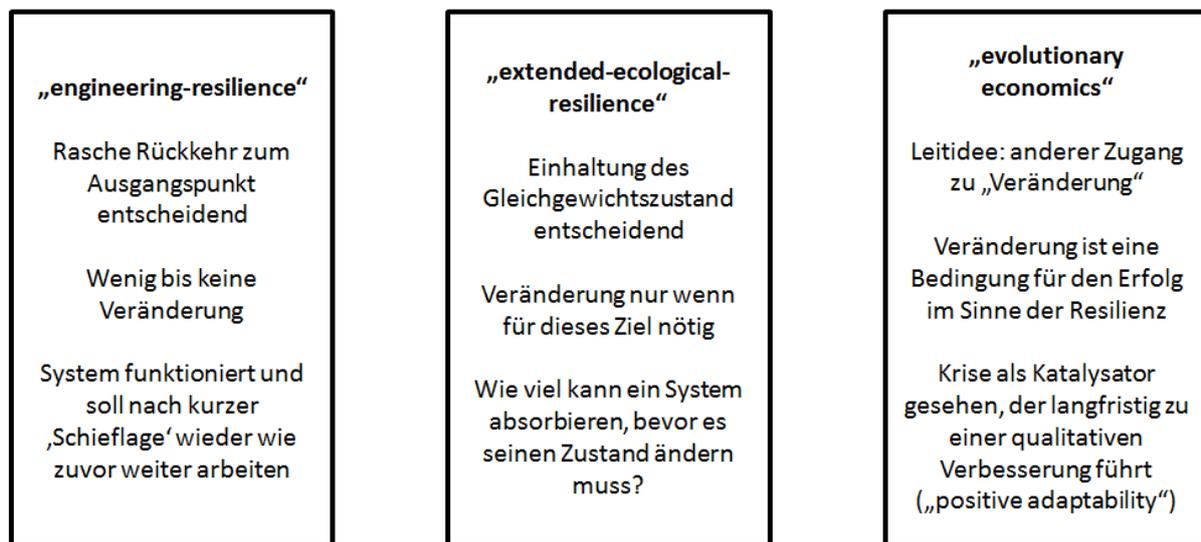


Abbildung 6: Die drei Resilienz-Ansätze zusammengefasst - eigene Darstellung

Die wesentliche Gemeinsamkeit, die alle drei Konzepte rund um die Resilienz verbindet, ist, dass sie das Untersuchungsobjekt als System betrachten (DEISENBERG 2015, S. 8). Das gilt auch für Regionen. Damit einher geht eine Problematik, die schon kurz aufgegriffen wurde: die Offenheit eines Systems. Dies ist ein wichtiger Kritikpunkt an dem Konzept der wirtschaftlichen Resilienz von Regionen. Es überzeichnet zu einem gewissen Grad die endogenen Wirkungsmechanismen und unterschätzt die exogenen Einflüsse (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 11). Oft sind Mutterfirmen außerhalb der Region oder der nationale Rahmen bedeutender als regionale Entscheidungen (GRUBER 2011, S. 8). So übernimmt etwa der Bund als übergeordnetes System die Landesbank „Hypo Alpe Adria“, weil das

untergeordnete System, in diesem Fall das Land Kärnten, wohl zum finanziellen Kollaps gebracht worden wäre (LUKESCH et al. 2010, S.21). Diese Wirkungszusammenhänge unterschiedlicher Systeme werden im Zusammenhang mit der Resilienz-Forschung als „Panarchie“ bezeichnet. Damit ist also gemeint, dass die Resilienz in Zeiten einer Krise *„nicht nur vom ‚Zustand‘ der eigenen Region, sondern vor allem auch durch den Zustand und die Dynamik von über- bzw. untergeordneten Systemen [...] beeinflusst“* wird (GRUBER 2011, S. 8). Dieser Einfluss ist laut MARTIN und SUNLEY natürlich zu berücksichtigen, aber auch lokale Größen, wie das Bildungsniveau, das Arbeitskräfteangebot, etc. sind enorm wichtig für die Entwicklung einer Region (2015, S. 11). Nichtsdestotrotz ist die Untersuchung der wirtschaftlichen Resilienz von Regionen geprägt von Untersuchungsobjekten, die untereinander stark heterogen sein können und aufgrund ihrer Offenheit entscheidend von übergeordneten oder mit ihnen in Verbindung stehenden Systemen beeinflusst werden (Ebd.).

Kritisch gesehen wird an dem Konzept der Resilienz auch, dass diese als etwas grundsätzlich Erstrebenswertes dargestellt wird, also einen normativen Charakter hat (Ebd., S. 9). Dies gilt insbesondere der Idee des „bounce-back“ im Sinne der Engineering-Resilience. Wenn HILL et al. (2008, S. 2) also Resilienz verstehen als *„ability of a region [...] to recover successfully from shocks to its economy that either throw it off its growth path or have the potential to throw it off its growth path but do not actually do so“*, dann wird impliziert, dass dieser Wachstumspfad als erstrebenswert angesehen wird (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 12-13). Dabei wird neben der bereits erwähnten Gefahr eines „lock-in“ (vgl. Kapitel 1.2.) auch die konservierende Grundhaltung des Konzepts kritisiert. Damit ist etwa gemeint, dass das Konzept als neoliberal angesehen werden kann und die vorherrschende Wirtschaftsform bestätigt (Ebd., S. 9). Dem kann entgegnet werden, dass das Resilienz-Konzept nicht notwendigerweise eine Rückkehr zum „Normal“ vorsieht (Ebd. S. 10), nicht zuletzt, weil ein Normalzustand für eine Region ohnehin kaum vorstellbar ist.

Wichtig ist zudem, dass diese Ansätze nicht exklusiv gesehen werden sollen (DEISENBERGER 2015, S.13). Stabilität und Wandel als scheinbare Gegensätzlichkeit treten bei Regionen nicht oder nur sehr selten in Reinform auf (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 10). Es ist viel wahrscheinlicher, dass beides bis zu einem gewissen Grad parallel auftritt. Wirtschaftliche Strukturen ändern sich nicht abrupt. Die wirtschaftliche Resilienz von Regionen ist also kein „Entweder-Oder“, sondern eine Kombination dieser beiden Pole (Ebd.).

Aus diesen und weiteren bereits genannten (Gleichgewichtszustand schwer vorstellbar für eine Region, Resilienz-Konzept trägt wenig Neues bei, etc.) Problematiken haben MARTIN und SUNLEY (2015, S. 13) eine umfassendere Definition (als etwa HILL et al. 2008) der

wirtschaftlichen Resilienz von Regionen entwickelt, die auf Basis der drei vorgestellten Ansätze aufbaut. Sie soll in dieser vorliegenden Diplomarbeit den Rahmen für weitere Überlegungen darstellen:

„...the capacity of a regional or local economy to withstand or recover from market, competitive and environmental shocks to its developmental growth path, if necessary by undergoing adaptive changes to its economic structures and its social and institutional arrangements, so as to maintain or restore its previous developmental path, or transit to a new sustainable path characterized by a fuller and more productive use of its physical, human and environmental resources.“

(MARTIN & SUNLEY 2015, S. 13)

Es zeigen sich hier die verschiedenen Ideen der drei Ansätze recht deutlich. So kommt *„to withstand or recover from [...] shocks to its developmental growth path“* vom *„bounce-back“* der Engineering-Resilience. Die *„capacity“* im Sinne von Belastbarkeit und die Nebenbemerkung *„if necessary“* sind wohl vom ökologischen Resilienz-Ansatz inspiriert. *„By undergoing adaptive changes to its economic structures and its social and institutional arrangements“* sowie die aufgezeigte Möglichkeit eines gänzlich neuen Entwicklungspfad sind eindeutig der Adaptive-Resilience zuzuordnen.

3. Kontextualisierung II: Resilience (of what?) To what? – Die Wirtschafts- und Finanzkrise(n) ab 2007 als Schock-Ereignis

Auch wenn sich CARPENTER et al. (2001) in ihrem Werk *“From metaphor to measurement. Resilience of what to what?”* mit der Resilienz von Ökosystemen beschäftigten, zeigen sie auch für die wirtschaftliche Resilienz von Regionen wichtige Fragestellungen auf. Um die Widerstandsfähigkeit eines Systems begreifen bzw. erfassen zu können, so schreiben die Autoren (S. 767), müssen die grundlegenden Fragen: „Resilience of what? ...to what?“ beantwortet werden. Es ist also notwendig zu definieren welches System untersucht wird und in Bezug zu welchem Schock-Ereignis die Resilienz des Systems gemessen wird. Dieser Leitgedanke kann und soll auch auf das Forschungsfeld der ökonomischen Resilienz und damit auf die vorliegende Arbeit übertragen werden (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 12). Die erste Frage kann im Rahmen dieser Arbeit zunächst sehr einfach beantwortet werden (Vgl. dazu auch Kapitel 4): Untersucht werden österreichische Regionen auf ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber ökonomischen Erschütterungen. Um die zweite Frage (to what?) wird sich das nun folgende Kapitel drehen.

Als *„the worst financial crisis and global recession since the Great Depression“* bezeichnet CLINE (2010, S. 240) die Wirtschafts- und Finanzkrise, die ihren Ausgang im Jahr 2007 nahm. Sie wird im Rahmen dieser Arbeit von zentraler Bedeutung sein, da diese ökonomische Erschütterung als das Schock-Ereignis verstanden wird, zu dem der Erfolg der österreichischen Regionen im Sinne der Resilienz gemessen werden soll. Um also die Frage „to what?“ hinreichend beantworten zu können, soll zunächst dargelegt werden, wie eine Krise einer einzelnen Branche in den USA (ELSCHEN & LIEVEN 2009, S. v) zu dieser schwerwiegendsten globalen Rezession seit den 1930er Jahren führen konnte. Der Begriff „Wirtschaftskrise“ ist hierbei eigentlich irreführend, da es sich bei den wirtschaftlichen Erscheinungen seit dem Jahr 2007 um mehrere verschiedene Krisen handelt, die aber miteinander in Verbindung stehen (FRANK 2012, S. 15). Den Auftakt machte eine Immobilienkrise in den USA, die sich aufgrund verschiedener Faktoren zu einer Bankenkrise ausweitete und schließlich auch die Realwirtschaft negativ beeinflusste (Ebd., S. 16). So entwickelte sich eine gesamtwirtschaftliche, internationale Krise (ELSCHEN R. & LIEVEN 2009, S. v). Die darauffolgende Eurokrise, die sich wie der Name verrät geographisch auf Europa beschränkt, ihre Ursachen und Ausprägungen sind Gegenstand laufender Debatten (Illing 2017, S. 2), sie ist aber im Kontext der vorhergehenden Krisen zu betrachten (FRANK 2012, S. 15) und ist damit als Teil dieses Gesamtkomplexes der Wirtschafts- und Finanzkrise seit 2007 zu sehen. Diese einzelnen krisenhaften Ereignisse, die (1) Immobilienkrise in den USA, die (2) Bankenkrise, die letztlich die Realwirtschaft in Mitleidenschaft zog und die (3)

Eurokrise werden nun jeweils dargestellt und ihre Ursachen erläutert. Anschließend wird die wichtige Frage nach den Auswirkungen auf die österreichische Wirtschaft behandelt.

3.1. Immobilienkrise in den USA

Um die Immobilienkrise in den USA zu verstehen, muss man bis ins Jahr 2000 zurückblicken. Im März dieses Jahres erreichten die Börsenkurse ihren Wendepunkt (ILLING 2013, S.15). Die überzogenen Erwartungen an sogenannte „dotcom-Unternehmen“ entpuppten sich als nicht haltbar. Die Bedenken führten schließlich zum Kurssturz (Ebd.) (siehe auch Abbildung 7). Um die angeschlagene Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen, senkte die Fed, die US-amerikanische Notenbank, den Leitzins (Ebd.). Das so in den Markt fließende, billige Geld, nutzten viele US-Banken zur Vergabe von Krediten. Diese wurden dabei auch immer öfter Personen gewährt, die nur eine geringe Bonität hatten und nicht über die entsprechenden Sicherheiten verfügten, da hohe Gewinne erzielt werden konnten (FRANK 2012, S. 31). Ein neuer Markt, der sogenannte „Subprime-Markt“ war geschaffen. Unter „Subprime-Krediten“ („Subprime-Mortgages“) können jene Kredite verstanden werden, die einen Beleihungsgrad von über 90% aufweisen oder wenn sich der Schuldendienst des Kreditnehmers auf über 45% des Bruttoeinkommens dieser Person beläuft (Ebd.). Diese „geringwertigen Hypothekenkredite“ haben aufgrund der geringen Bonität der Kreditnehmer folglich eine höhere Ausfallwahrscheinlichkeit (ILLING 2013, S. 15).



Abbildung 7: Der Verlauf des NASDAQ-Index von 1994 - 2005 - das Platzen der "dotcom-Blase" - Quelle: heise online

Die Vergabe der „Subprime-Kredite“, ermöglicht durch die günstigen Finanzierungsmöglichkeiten, führte dazu, dass viele neue Teilnehmer auf den Immobilienmarkt der USA strömten. Die steigende Nachfrage nach Grund und Immobilien erhöhte laufend den Preis dieser Güter (FRANK 2012, S. 31-32). Ein Sachverhalt der schließlich auch viele Investoren anlockte und letztlich zur Bildung einer Blase führte (Ebd., S. 35). Doch wieso kam es überhaupt zur Vergabe dieser Kredite?

Auf die Rolle der Fed, die mit einer Niedrigzinspolitik viel Geld in den Markt brachte, wurde bereits eingegangen. Es gibt aber noch weitere Faktoren. So etwa der sogenannte „Community Reinvestment Act (CRA)“. Diese Regelung geht auf das Jahr 1977 und Jimmy Carter zurück und wurde eingeführt um Banken zur Vergabe von Krediten auch an ärmere Bevölkerungsschichten in ärmeren Gegenden zu bewegen (REID 2012, S. 440). Die eigentliche Intention war es verkommene Stadtteile und -viertel damit aufzuwerten (FRANK 2012, S. 31). Doch die Wirkung ging weit darüber hinaus. Nicht zuletzt aufgrund einiger Gesetzesnovellen, etwa von der Clinton-Administration im Jahr 1995, die diese gesetzliche Regelung ausweitete (Ebd.). Ab diesem Zeitpunkt konnten Kredite auch von Personen mit geringer Bonität eingeklagt werden (ILLING 2013, S. 20). Auch die Bush-Administration novellierte den CRA und eröffnete den zwei größten Immobilienfinanziers damit die Möglichkeit zu weiteren „Subprime-Krediten“ (Ebd.). Doch obwohl die CRA-Regelung sicherlich eine Rolle bei der Immobilienkrise in den USA 2007 spielte, zeigt ILLING (2013, S.20), dass nur 25 Prozent dieser „geringwertigen Hypothekenkredite“ von Banken verliehen wurden, die dem CRA verpflichtet waren, die übrigen 75 Prozent kamen von Privatbanken.

Eine andere Bestimmung scheint mehr Einfluss auf die Entwicklung des Immobilienmarktes gehabt zu haben: In den USA haftet der Kreditnehmer oft nur mit der Immobilie, die mit der Hypothek behaftet ist und nicht mit dem Gesamtvermögen (Ebd.). Kann ein Kredit nicht zurückgezahlt werden, kann man also schlicht die Immobilie aufgeben und hat kaum Konsequenzen zu erwarten. Dies und die ohnehin eher lockere Kreditvergabe in den Vereinigten Staaten führten dazu, dass die Bereitschaft in Eigentum zu investieren sehr hoch war (Ebd.).

Ein weiterer wichtiger Faktor, um die Immobilienkrise zu verstehen ist, dass viele Menschen im Glauben an immer weiter steigende Wohnungspreise ihren Lebensstil über Schulden finanzierten (FRANK 2012, S. 38). Durch die immer weiter steigende Nachfrage, erhöhte sich der Wert des Eigentums und viele fühlten sich aufgrund dieser Entwicklung abgesichert. Die Immobilienblase stand aus diesem Grund im Zusammenhang mit dem steigenden Konsum in den Vereinigten Staaten (Ebd.).

Aus all diesen Gründen stieg das finanzielle Volumen der „Subprime-Kredite“ von etwa 330 Mrd. US-Dollar im Jahr 2003 auf fast 600 Mrd. US-Dollar 2006. Es kam also beinahe zu einer Verdoppelung (ILLING 2013, S. 15-16). Auch die Immobilienpreise stiegen rasant, um 14% in 5 Jahren (2001-2006) (Ebd.).

Probleme begannen mit der sukzessiven Steigerung des Leitzinses. Viele Subprime-Kredite waren mit variablen Zinssätzen ausgestattet, die sich je nach Zinsniveau verändern konnten (Ebd.). 2007 kam schließlich der Einbruch des Marktes. Die Zinssätze und damit die Belastung der Kreditnehmer stiegen an, während viele dieser Personen schon einen Großteil ihres Einkommens für das Begleichen der Schulden verwenden mussten (Ebd., S. 23). 1,3 Millionen Hausbesitzer_innen waren bis inkl. 2007 nicht mehr im Stande ihre Raten zu begleichen (Ebd.). 2008 waren es dann schon 2,3 Millionen und 2009 fielen die Hypothekenkredite von etwa 2,8 Millionen Hausbesitzer_innen aus (Ebd., S. 18). Der deregulierte Markt, enorme Geldmengen aufgrund der Niedrigzinspolitik, die schließlich aufgegeben wurde, das Entstehen einer Blase und die Vergabe von „geringwertigen Hypothekenkrediten“ führten also zur Immobilienkrise in den USA (FRANK 2012, S. 39). Letztlich lag dies, wie wohl bei jeder Blase, daran, dass das Fundament dieser Entwicklung erodierte. Die Annahme immer steigender Häuserpreise war falsch. Unter dieser Prämisse war es im Grunde unwichtig, ob der Kreditnehmer tatsächlich zahlen konnte, denn bei Ausfällen konnte man die Immobilie veräußern, die ohnehin immer wertvoller wurde und so den Kredit tilgen. Mit den sinkenden Preisen brach diese Idee in sich zusammen (Ebd., S. 41-42; CLINE 2010, S. 238). Doch wie konnten diese Ausfälle zu einer Bankenkrise und schließlich zu einer Weltwirtschaftskrise führen? Diese Frage wird im nächsten Kapitel bearbeitet.

3.2. Verbriefung, Bankenkrise, Auswirkungen auf die Realwirtschaft und Weltwirtschaftskrise

Wie ELSCHEN R. & LIEVEN (2009, S. v) feststellten, wurde aus der Erschütterung des Immobiliensektors, einer Krise einer einzelnen Branche in einem einzelnen Staat, eine multinationale Finanzkrise und in weiterer Folge eine gesamtwirtschaftliche, internationale Krise. Die Autoren sehen für diese Kettenreaktion jeweils eine Mehrzahl an Ursachen als verantwortlich an. Wie bereits dargestellt führte ein Bündel an verschiedenen Faktoren zur „Subprime-Krise“. Dass diese sich wiederum auf zur Bankenkrise in vielen Ländern entwickelte, liegt ebenfalls an einer Reihe an Ursachen, die nun dargestellt werden sollen.

Ein entscheidender Faktor, der erklärt wie es zu einer solchen Entwicklung kommen konnte, liegt in einer weiteren Facette der „Subprime-Krise“, die bisher noch nicht dargelegt wurde: die Verbriefung der Hypothekenkredite zu Wertpapieren (ILLING 2013, S. 16). Damit ist die Umwandlung einer Forderung (in diesem Fall die Kredite der Immobilienbesitzer) in ein handelbares Finanzprodukt gemeint. Die Bank bekam so ihr Geld zurück, während der Käufer im Gegenzug einen scheinbar risikoarmen Geldfluss erwirbt, in diesem Fall also die Ratenzahlung der Hausbesitzer_innen (Ebd.). Käufer dieser neuen Wertpapiere waren meist andere Finanzinstitutionen, wie etwa Hedgefonds, andere Banken oder Versicherungsgesellschaften (FRANK 2012, S. 41). Diese Umwandlung ermöglichte das Handeln zuvor nicht handelbarer Vermögenswerte (ILLING 2013, S. 16). Die so entstandenen Finanzpapiere waren für die Käufer potentiell sehr lukrativ, solange die Preise am Wohnungsmarkt stiegen (FRANK 2012, S. 41). Die Banken im Gegenzug hatten einerseits Interesse am Verkauf (der häufig über außerbilanzielle Zweckgesellschaften abgewickelt wurde), um das Risiko auf den Finanzmarkt auszulagern und andererseits um die Kredite aus der Bilanz zu entfernen (ILLING 2013, S. 17). Nicht zuletzt um etwaige Eigenkapitalvorschriften zu umgehen (FRANK 2012, S. 44). So waren die Finanzinstitute bereit erhöhtes Risiko einzugehen und weitere Kredite zu vergeben. Die Banken wendeten damit ein Geschäftsmodell an, das ihnen erlaubte in dieser ohnehin „kredit-intensiven“ Phase zusätzliche Kredite zu vergeben. (ILLING 2013, S. 17).

Dass diese verbrieften Finanzprodukte so intensiv gehandelt wurden, liegt neben potentiell hohen Gewinnspannen auch an dem Verhalten der Ratingagenturen, die unter anderem die Bonität von Unternehmen und gebündelten Wertpapieren einschätzen und damit eine für Investoren wichtige Einflussgröße sein können (Ebd.). Etwa 80% der gehandelten, auf Hypothekenkrediten basierenden Wertpapiere wurden vor der Immobilienkrise von diesen Ratingagenturen mit der Bestnote „Triple-A“ versehen (CLINE 2010, S. 238). Neben hohen Gewinnspannen versprachen diese Emittenten also auch große Sicherheit. Im Nachhinein werfen Autoren den Agenturen schlicht Versagen vor (ILLING 2013, S. 17), andere sehen in diesen zweifelsohne fehlerhaften Bewertungen den Interessenskonflikt widerspiegelt, in dem sich die Ratingagenturen befanden (FRANK 2012, S. 43). Oft wurden die Agenturen von den Bankinstituten selbst bezahlt, um ihre Produkte zu bewerten (Ebd.) und bekanntlich beißt man nicht die Hand, die einen füttert. Auf der anderen Seite sollten solche Ratingagenturen natürlich korrekte und bestmögliche Urteile abliefern (Ebd.). Dem kann entgegnet werden, dass eine „richtige“ Beurteilung bei diesen hochkomplexen und daher unübersichtlichen, gebündelten Finanzprodukten gar nicht seriös durchgeführt werden konnte (Ebd.). CLINE (2010, S. 238) widerspricht: die durchwegs positiven Beurteilungen erscheinen aus einer ex ante Perspektive natürlich absurd, unter der Prämisse ständig

steigender Immobilienpreise aber sind sie weniger bizarr. Entscheidend ist, dass die Ratingagenturen mit ihren positiven Bewertungen einen Teil zum Boom um die verbrieften Hypothekenkredite beigetragen haben.

Dass sich im Frühjahr 2007 Misstrauen gegenüber den neuen Finanzprodukten manifestierte, lag auch an der Einführung des ABX-Index, der von vielen Finanzmarktteilnehmern beobachtet wurde (CLINE 2010, S. 239). Wie GORTON (2009, S. 21) darlegt, war es gemeinhin bekannt, dass die gebündelten Wertpapiere im Zusammenhang mit den Immobilienpreisen standen. Dagegen war nur wenigen klar, ob und wie lange der Häuserpreis weiter steigen würde. Diese asymmetrische Information der Teilnehmer wurde durch die Einführung des Index teilweise aufgebrochen (Ebd., S. 21-22). 2006 zeigte der ABX einen eindeutig negativen Ausblick, der damit weitläufig bekannt wurde. Der eigentliche Sprengstoff lag darin, dass bekannt wurde, dass alle Marktteilnehmer Zugang zu dieser Information hatten (Ebd., S. 27).

Der negative Ausblick des ABX lag (oder führte zu? (Ebd., S. 20)) freilich an den stagnierenden Häuserpreisen, die Spitze des Booms schien erreicht. Die Wertpapiere waren unter der Bedingung ständig steigender Preise am Wohnungsmarkt eine lukrative Anlagemöglichkeit, als jedoch die Immobilienkrise begann und erste Hausbesitzer_innen in Zahlungsschwierigkeiten kamen, wurde vielen Finanzmarktteilnehmern klar, dass ihre gekauften Papiere unter Umständen wertlos waren (FRANK 2012, S. 47). Die Kombination aus den negativen Trends des Immobilienmarktes und dem Handel von Wertpapieren, die auf den „Subprime-Krediten“ basierten, führte zur Panik auf den Finanzmärkten (CLINE 2010, S. 238).

Die Investoren waren nicht mehr bereit in diese Wertpapiere zu investieren, da es immer öfter zu Zahlungsschwierigkeit der Immobilienbesitzer_innen kam (ILLING 2013, S. 25). Da das System der Bankinstitute aber auf sehr kurzen Refinanzierungslaufzeiten beruhte (Ebd., S. 19), brach es in sich zusammen (Ebd., S. 24-25). Die wechselseitige Verflechtung führte dazu, dass die Kreditausfälle weite Kreise zogen (Ebd., S. 24). So machte sich Misstrauen am Interbankenmarkt breit, man wusste von möglichen Schwierigkeiten anderer Finanzinstitute. Dies führte zu zusätzlichen Refinanzierungsschwierigkeiten (FRANK 2012, S. 47-48). Im August 2007 stiegen die Zinsen für Kredite am Interbankenmarkt daher stark an (ILLING 2013, S. 25). Die Bankenkrise wurde damit eingeläutet.

Obwohl die darauffolgenden Monate von Schwierigkeiten am Banken- und Kreditmarkt geprägt waren, die auch jene europäischen Staaten in Mitleidenschaft zogen, die besonders sich durch besonders starke Verflechtungen am Finanzmarkt kennzeichneten (Vereinigtes Königreich, Irland) (SCHMIDT-SEIWERT 2011, S. 114), markierte ein anderes Ereignis etwa ein

Jahr später den Weg in eine globale Wirtschaftskrise. Am 15. September 2008 schlitterte die damals viertgrößte Investmentbank der Vereinigten Staaten in die Insolvenz (FRANK 2012, S. 47). Der Fall von Lehman Brothers führte zum völligen Vertrauensverlust auf den Finanzmärkten und zum Systemzusammenbruch (Ebd.). Nachdem die Bank Abschreibungen in Höhe von 3,3 Milliarden US-Dollar aufgrund von Verlusten auf dem „Subprime-Kreditmarkt“ durchführen musste, scheiterten im September 2008 jegliche Versuche der Kapitalerhöhung bzw. der Veräußerung des Anlagevermögens (ILLING 2013, S. 29-30). Washington weigerte sich die Investmentbank zu retten, nachdem zuvor bereits andere Finanzinstitute mit insgesamt 147 Milliarden US-Dollar gestützt worden waren (Ebd.). Die Bush-Administration wollte damit ein Exempel statuieren und zeigen, dass man nicht bereit war jede Bank zu retten (FRANK 2012, S. 49). Die FED stand in diesem Zusammenhang unter gewaltigen Druck, der im September 2008 höher war als zuvor. Aus diesem Grund sind manche Autoren der Meinung, dass Lehman Brothers schlicht zur falschen Zeit Bankrott ging (ILLING 2013, S. 29-30). Für die Finanzwelt war die ausbleibende Rettung ein schockartiges Signal. Man war zuvor der Meinung, dass Lehman Brother im Sinne von „too big to fail“ aufgrund möglicher Kettenreaktionen sicherlich staatlich gestützt werden würde (FRANK 2012, S. 49). Das Misstrauen stieg weiter, jeder Kreditgeber musste mit dem potentiellen Konkurs anderer Institute rechnen, der Interbankenmarkt, über dem sich Banken gegenseitig Geld zur Verfügung stellen, kam zum Erliegen (ILLING 2013, S.19; S. 30). Die Entscheidung Lehman Brothers fallen zu lassen, wird heute von einigen Ökonomen als großer Fehler gesehen (Ebd.; FRANK 2012, S. 48).

Aufgrund der internationalen Verflechtungen am Finanzmarkt und dem Vertrauensverlust bekam die Krise endgültig eine globale Dimension. Zwar konnten verschiedene Regierungen mit Rettungsprogrammen im Herbst 2008 „Bank-Runs“ verhindern und damit möglicherweise einen Komplettzusammenbruch, indem sie den Sparern die Sicherheit ihrer Einlagen garantierten (FRANK 2012, S. 50), doch das Misstrauen im Finanzmarkt führte zu einer Kreditklemme („*stockende Weitergabe der Kredite durch die Banken*“ ILLING 2013, S. 62) und zu großer Unsicherheit auch in der Realwirtschaft. Die Aktienkurse fielen, was sich wiederum negativ auf die Refinanzierung der Unternehmen auswirkte (FRANK 2012, S. 56). Im Laufe der Jahre 2008 und 2009 erfassten die Krisen auch immer mehr europäische Staaten, so auch Österreich (SCHMIDT-SEIWERT 2011, S. 113). Geldknappheit aufgrund der Finanzkrise und starke Nachfragerückgänge führten zu teils drastischen Einbrüchen der Produktion und schließlich zur Rezession (Ebd.). In weiterer Folge sank der Konsum in vielen Bereichen, gleiches war bei den Investitionen zu verzeichnen (FRANK 2012, S. 50). Das Wirtschaftswachstum blieb aus, die Beschäftigung nahm aufgrund von Entlassungen ab, dies führte wiederum zur Reduktion der Nachfrage und zu einem Produktionsrückgang

(Ebd.). Bis zum zweiten Quartal 2009 sank das BIP in der EU zum Vorjahr real um 5,6% (SCHMIDT-SEIWERT 2011, S. 113). Die Finanzkrise wurde zur globalen Wirtschaftskrise mit starken Auswirkungen auf die Realwirtschaft. Das Zusammenwirken unterschiedlicher Faktoren führte zu Synergieeffekten und schließlich zur schwerwiegendsten globalen Rezession seit fast 100 Jahren (CLINE 2010, S. 240).

3.3. Die Eurokrise

Zeitlich folgte auf die bisher behandelten Krisen die Eurokrise. Zwar nennt ILLING (2017, S. 2) wichtige Unterscheidungsmerkmale der Eurokrise im Vergleich zu den vorherigen Krisen, sie ist seiner Meinung daher nicht als Fortsetzung dieser zu sehen. So sei sie etwa ständiger Veränderung unterlegen und nicht durch ökonomische Fehlentscheidungen oder falsche Investitionen zu erklären (Ebd.). Dennoch kann sie laut FRANK (2012, S. 15) nicht abgekoppelt von den Vorgängerkrisen gesehen werden, aus diesem Grund wird sie im Rahmen dieser Arbeit auch in den Gesamtkomplex der wirtschaftlichen Krisen seit 2007 miteinbezogen. Zu beachten ist, dass die Ursachen und die Gewichtung verschiedener Faktoren, welche zur Krise in Europa beigetragen haben, Gegenstand von Diskussionen sind und in der Literatur diesbezüglich teilweise Uneinigkeit besteht.

Sicher ist, dass die Finanz- und Bankenkrise und die folgende Weltwirtschaftskrise im Euroraum zu einer erhöhten Schuldenlast der Staaten führten, sodass von einer Schuldenkrise gesprochen werden kann (ILLING 2017, S. 2). Diese wiederum führte als ein Bestandteil letztlich zur Eurokrise (Ebd.).

Entscheidend zu dieser Entwicklung haben unter anderem monetäre Besonderheiten des Euroraums beigetragen (ILLING 2013, S. 77). Durch das „Korsett der gemeinsamen Währung“ (ILLING 2017, S. 2-3) ergeben sich Probleme, die erst durch die Einführung des Euros entstanden sind. So sind Auf- und Abwertungen durch nationale Notenbanken zur Stimulierung der Wettbewerbsfähigkeit (durch niedrigere Preise am Weltmarkt und damit höhere Exportquote) nicht möglich, auch die Steuerung der Geldmenge und des Zinssatzes werden zentral gehandhabt (ILLING 2013, S. 77). FELDSTEIN problematisiert zudem das Fehlen einer tatsächlichen Arbeitskräftemobilität im Euroraum (2015, S. 423). In fiskalischen und wirtschaftspolitischen Fragen besitzen die Nationalstaaten des Euroraums dagegen vollständige Souveränität (ILLING 2017, S. 29). Dies stellt einen Widerspruch dar, der die Ungleichheiten im Euroraum zusätzlich verstärkt und ihn destabilisiert (Ebd.). So ist nicht der

Euro per se ein Problem, sondern die Struktur des Euroraumes, die zu diesen Verwerfungen führt (Ebd., S. 2-3).

Diese Ungleichheiten zeigen sich insbesondere bei der Wettbewerbsfähigkeit der einzelnen Staaten (Ebd., S. 15). Hier zeigt sich vor allem ein starkes Nord-Süd-Gefälle. Die ohnehin starken nordeuropäischen Länder, wie etwa Deutschland, verstärken diese Entwicklung durch Arbeitsmarktreformen zusätzlich (Ebd.). Die niedrigen Reallöhne erhöhen die internationale Wettbewerbsfähigkeit und verringern den Import, was zu einem Leistungsbilanzüberschuss führt (Ebd.). Ein Überschuss der zu entsprechenden Defiziten in den Importländern führt (Ebd., S. 16). Die fehlenden Wechselkursmechanismen aufgrund der gemeinsamen Währung verstärken dieses Problem entscheidend.

Eine zusätzliche Problematik die zur Eurokrise geführt hat, ist der Sonderfall, den Griechenland darstellt (Ebd., S. 35). Ein außergewöhnlich hoher Schuldenstand und eine dazu schwache Ökonomie sind grundlegende Probleme des südeuropäischen Staates. Zu Beginn der Finanzkrise stiegen die Zinsen für das Land stark an und verringerten den Handlungsspielraum zusätzlich (Ebd.). Hohe Defizite in der Handelsbilanz zeigen abermals die bereits beschriebenen Probleme der Eurozone auf. Durch die drohende Insolvenz des Staates, die Angst vor einem Flächenbrand und die Hilfszahlungen wirkte Griechenland als Katalysator für die steigende Verunsicherung und Skepsis der Investoren hinsichtlich des gesamten Euroraums (Ebd., S. 35-37).

Wie bereits erwähnt, ist die Eurokrise natürlich auch im Kontext der Krisen zuvor zu sehen. Die Hilfszahlungen an die Banken führten zu erhöhten Schuldenständen und damit zur deutlich verringerten Handlungsfähigkeit der Staaten (SCHMIDT-SEIWERT 2011, S. 119), da die Schuldendienste gegenüber dem BIP überproportional stiegen (ILLING 2013, S. 79). War der durchschnittliche Schuldenstand der Eurostaaten 2008 noch bei 62,5% gelegen, stieg er im Zuge der Krise bis 2011 auf 82% (ILLING 2017, S. 3). NEUBÄUMER argumentiert in diesen Zusammenhang darüber hinaus, dass die erhöhte Schuldenlast der Euroländer aufgrund der Vorgängerkrisen, abgesehen vom Sonderfall Griechenland, nicht durch unsolide Haushaltspolitik zustande kam (2011, S. 827-828).

Auch andere Gründe wie die Verflechtung zwischen Staaten und Banken am Finanzmarkt (ILLING 2017, S. 39-40), sowie die Sonderrolle, die Staatsanleihen im Euroraum einnehmen (Ebd., S. 19-20), spielen im Kontext der Eurokrise eine wichtige Rolle. Sie sollen hier aber nicht mehr im Detail erläutert werden, da die Eurokrise für Österreich und damit für die vorliegende Arbeit von geringerer Bedeutung ist, als ihre Vorgängerkrisen, wie im nun folgenden Kapitel gezeigt wird.

3.4. Die Auswirkungen der Wirtschaftskrisen ab 2007 auf Österreich

Die Veränderungsrate des Bruttoinlandprodukts (siehe Abbildung 8) zeigt den starken Einbruch durch die Weltwirtschaftskrise, die Europa 2009 endgültig erreicht hat. Die Weltwirtschaft befand sich zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg in einer Rezession (FRANK 2012, S. 94). Es folgt eine Erholung in den Folgejahren 2010 und 2011, danach führen die Auswirkungen der Eurokrise erneut zu einem Negativwachstum im Euroraum in den Jahren 2012 und 2013 (EA19). Weniger betroffen davon waren Österreich und vor allem Deutschland. Umso deutlicher zeigt sich die massive Krise, in der sich Griechenland befand (Höhepunkt 2011 mit einer Veränderung von -9,1%). Die Situation beginnt sich ab dem Jahr 2014 deutlich zu verbessern und entspannt sich seither zunehmend. Die Wachstumsraten des Euroraumes bewegten sich in den vergangenen Jahren zwischen ein und zwei Prozent.

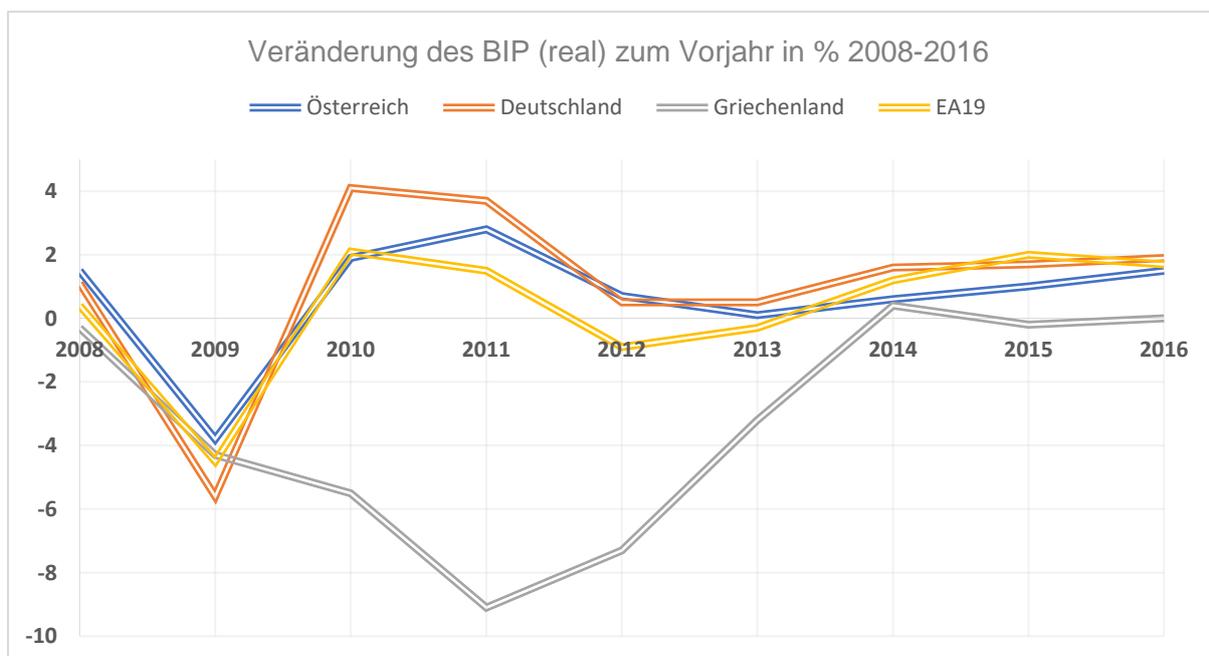


Abbildung 8: Veränderung des BIP (real) ausgewählter Staaten zum Vorjahr in % 2008 - 2016 – eigene Darstellung - Datengrundlage: Österreichische Nationalbank

Die Entwicklung Österreichs in diesem internationalen Vergleich lässt sich gewissermaßen zweiteilen, wobei der Bruch, zumindest entsprechend dieser Abbildung, zwischen den Jahren 2012 und 2014 passiert ist. Zuvor sind die Wachstumsraten in einer europäischen Gegenüberstellung überdurchschnittlich. 2008 liegt das Wachstum noch bei 1,5%, während andere europäische Staaten wie Estland (-5,4%), Irland (-4,4%) oder das Vereinigte Königreich (-0,6%) schon mit negativen Raten zu kämpfen haben (OENB 2017). Das liegt,

wie bereits im Kapitel 4.2. dargelegt vor allem an der starken Verflechtung des Bank- und Finanzmarktes dieser Staaten mit dem US-amerikanischen Markt (SCHMIDT-SEWERT 2011, S. 114). Österreichs Banken hingegen waren in den Handel mit risikoreichen, verbrieften Finanzprodukten weniger stark verwickelt und blieben von den Auswirkungen vorerst entsprechend verschont (FRANK 2012, S. 88). Als also die ersten Staaten Europas von der Bankenkrise erfasst werden, wächst die heimische Wirtschaft deutlich stärker als die des gesamten Euroraums (0,4%) und auch als Deutschlands (1,1%) (OENB 2017). 2009 bricht die Krise über ganz Europa herein (mit Ausnahme von Polen mit der einzigen positiven Wachstumsrate von 2,8%). Zwar ist auch Österreich stark betroffen, das reale BIP sinkt mit einem Wert von -3,8% aber in einem geringeren Ausmaß als jenes der Vergleichseinheiten (EA19: -4,5%, GER: -5,6%). 2010 liegt man etwa im Schnitt des Euroraumes, von der Eurokrise ist man dann in den Folgejahren ebenfalls weniger stark betroffen als viele andere europäische Nationen. Beginnend mit dem Jahr 2014 gerät Österreich aber in unterdurchschnittliche Bereiche hinsichtlich des Wachstums. 2015 ist die heimische Wirtschaft mit 1% gar an viertletzter Stelle des Euroraumes, nur Griechenland, Finnland und Italien weisen noch schlechtere Werte auf (OENB 2017). Seit 2016 scheint sich die Lage aus österreichischer Perspektive wieder zunehmend zu entspannen. Die heterogene Entwicklung der heimischen Wirtschaft seit 2008 und ihre Hintergründe sind auch für diese Arbeit von Bedeutung und werden im Folgenden analysiert.

Österreich überstand die ersten weltweiten Ausläufer der Folgen der Immobilienkrise in den USA vergleichsweise glimpflich. Das lag wie erwähnt an den relativ geringen Verstrickungen mit dem Markt mit strukturierten Produkten, wie etwa verbrieften Hypothekenkrediten. Nur 1,5% der gesamten Bilanzsumme der 25 größten heimischen Banken Ende 2008 waren solchen Produkten zuzuordnen (FRANK 2012, S. 89). Es war eher eine andere Besonderheit des österreichischen Finanzmarktes, die zu enormen Verlusten führte: Österreichs Banken sind besonders stark im zentral-, ost- und südosteuropäischen Raum vertreten (LIN et al. 2014, S. 11). Dabei handelt es sich um einen Raum, der stark von der Weltwirtschaftskrise ab 2008 getroffen wurde (Ebd.). Seit Mitte der 1980er Jahre expandierten die heimischen Finanzinstitute in die Regionen und intensivierten diese Bestrebungen mit dem Fall des Eisernen Vorhangs (FRANK 2012, S. 90). Das einstige Motto der Raiffeisen Bank International, „an jedem Werktag eine Filiale in Osteuropa zu eröffnen“, zeigt mit welcher Intensität die Expansion gen Ost und Südost betrieben wurde (MOSER 2016). Neben Österreich agierten auch italienische, französische und deutsche Banken im großen Stil in Zentral-, Ost- und Südosteuropa (Ebd.). Österreich sticht aus dieser Reihe aber vor allem hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Auslandsrisiko und eigener Wirtschaftsleistung heraus. 2008 lag es bei etwa 70%, also einem Auslandsrisiko von beinahe 200 Milliarden

Euro in der Region (FRANK 2012, S. 89). MOSER (2016) sieht in einer solchen Konzentration große Risiken: „Kein anderes hochentwickeltes Land hat im Verhältnis zu seiner Größe einen derart in Schwellenländern exponierten Bankensektor. Die damit verbundenen Gefahren: Kreditausfälle bei schwankender Konjunktur, sich ändernde Wechselkurse, geopolitische Risiken.“ Als schließlich die Märkte Ost- und Südosteuropas einbrachen, schlitterten auch die österreichischen Banken in die Krise. Die hohe Unsicherheit führte zu einem drastischen Wertrückgang der beiden größten börsennotierten Banken: die Erste Bank verlor von Mitte 2007 bis 2009 81% ihres Marktwertes, die Raiffeisen International in einem ähnlichen Zeitraum sogar 88% (FRANK 2012, S. 90).

Nicht nur aufgrund der in Schieflage geratenen österreichischen Banken, sondern auch wegen der starken Exportorientierung der gesamten österreichischen Wirtschaft (Ebd., S. 88-89) ging der ATX ab der zweiten Jahreshälfte 2008 auf Talfahrt. Von Mitte 2007 bis Anfang 2009 verlor der Index der Wiener Börse etwa 70% an Wert (siehe Abbildung 9).

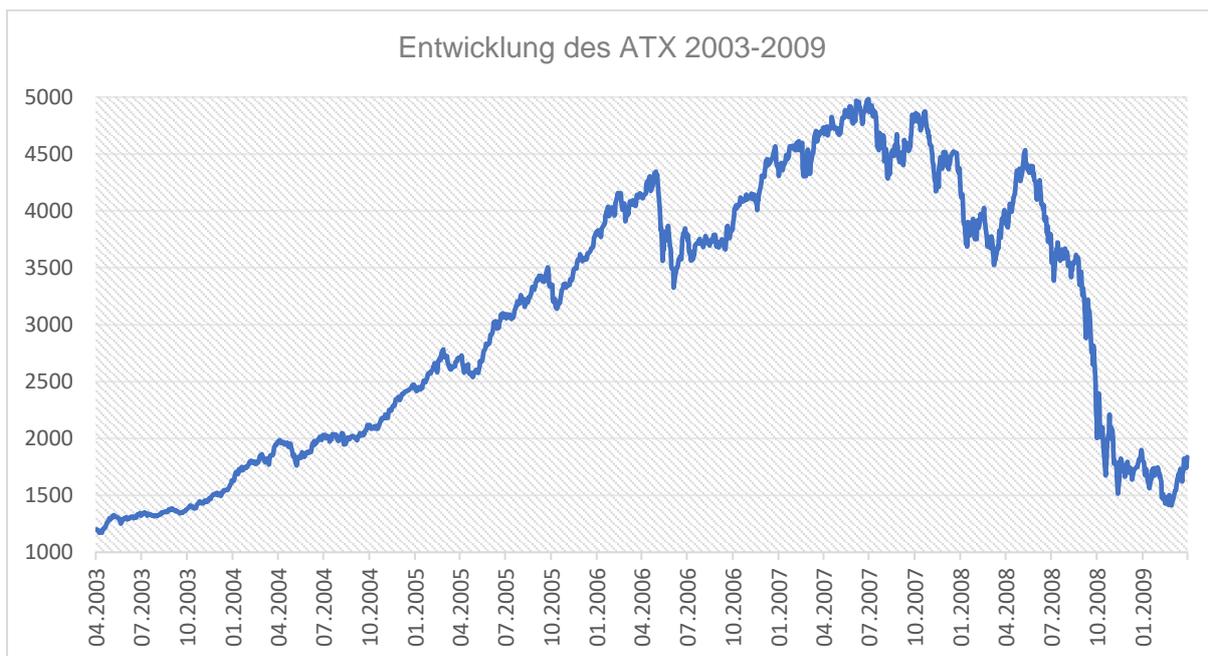


Abbildung 9: Entwicklung des ATX 2003 - 2009 - eigene Darstellung - Datengrundlage: Wiener Börse

Anhand des Börseneinbruchs und dem Rückgang des BIP zeigen sich also die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise auch auf die Realwirtschaft Österreichs. Die eingeschränkten Möglichkeiten zur Kreditvergabe der Banken aufgrund des hohen Abschreibungsbedarfs, der Vertrauensverlust der Banken untereinander, dadurch erhöhte Risikoaufschläge und erschwerte Refinanzierung, aber auch die Dämpfung der Erwartungshaltung der Unternehmer_innen, sowie die geringere Investitionsneigung der

Konsument_innen führten auch in Österreich von der Bankenkrise zur Wirtschaftskrise (Frank 2012, S. 97-98). Zentral für diesen Übergang ist im Falle Österreichs auch die internationale Verflechtung. Dies umfasst zum einen die starke Exportorientierung. Für ein kleines, von der Weltwirtschaft abhängiges Land, handelt es sich bei diesem Faktor um einen besonders gewichtigen. Auch im Krisenjahr 2009 wurden 50,5% des BIP durch Erträge durch Exporte erwirtschaftet (LIN et al. 2014, S. 56). Es verwundert also nicht, dass eine global schwächelnde Wirtschaft (beginnend 2008) auch Österreich stark beeinträchtigt (FRANK 2012, S. 94). Zum anderen sind hier auch Verbindungen von Unternehmen zu ihren Mutterkonzernen gemeint. Ein Beispiel hierfür ist die Niederlassung von General Motors in Wien Aspern, die durch Probleme der US-Automobilbranche selbst stark in Mitleidenschaft gezogen wurde (Ebd., S. 99). Zusammenfassend kann man also auch im Falle Österreichs feststellen, dass eine ganze Reihe von Ursachen letztlich zur Rezession führte. Bleibt die Frage zu klären, warum Österreich im europäischen Vergleich zunächst weniger stark betroffen war.

Neben der schwachen Involvierung der heimischen Banken in den Handel mit verbrieften Finanzprodukten, zeigen LIN et al. (2014) einige weitere Gründe auf. Zunächst sehen sie automatische Stabilisierungsmechanismen als verantwortlich für die vergleichsweise gute Performance der österreichischen Wirtschaft (S. 12). So haben Maßnahmen, möglich aufgrund des hohen Steueranteils relativ zum BIP, zu hohen öffentlichen Ausgaben und sozialen Geldtransfers geführt. Dies und weitere politische Schritte, wie die Abschaffung der Studiengebühren oder die Erhöhung der Familienbeihilfe haben die Kaufkraft der Haushalte unterstützt. Daneben kam es zusätzlich zu Investments im Bereich der Infrastruktur (Ebd.). Auch Maßnahmen am Arbeitsmarkt werden positiv hervorgehoben, so etwa Zahlungen an Unternehmen, die ihre Arbeitnehmer_innen nicht kündigten, sondern in Kurzarbeit oder Ausbildungen schickten (Ebd.). So blieb auch die Arbeitslosenrate im europäischen Vergleich zunächst sehr niedrig (Ebd., S. 56). Dazu kamen solide bis überdurchschnittliche Wachstumsraten in den Jahren 2010 und 2011, die im Zusammenhang mit der anziehenden Weltwirtschaft standen („export-led recovery“) (Ebd.). Wobei der Handel mit den anderen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union besonders bedeutend war, 2010 waren diesem beinahe 72% der Summe der österreichischen In- und Exporte zuzuordnen (Ebd., S. 57). So stellen Autoren der österreichischen Regierung in der Phase der stärksten Betroffenheit also ein relativ gutes Zeugnis aus, bemängeln allerdings, dass die getroffenen Maßnahmen eher der Symptombekämpfung galten, *„während das langfristige Ziel der Verhinderung solcher Krisen nicht energisch verfolgt wurde“* (FRANK 2012, S. 7). Dazu zählen unter anderem Reformen hinsichtlich der Nachhaltigkeit von Pensionen, Verbesserungen im gesamten Bildungssystem, mehr Anreize zur Beschäftigung und die Umstellung zur Produktion höherer

Qualität (LIN et al 2014, S. 57). Trotz der Problematik der Krisenbewältigung zwischen Kurz- und Langfristigkeit kann festgehalten werden, dass sich Österreichs Wirtschaft in einer ersten Phase bis 2013 vergleichsweise gut erholt hat.

Was hat sich seither verändert? 2014 wuchs die heimische Wirtschaft nur um 0,6% (EA19 (Euroraum): 1,2%) und 2015 lediglich um 1% (EA19: 2%) und damit deutlich weniger stark als der Durchschnitt der Eurostaaten (OENB 2017). Auch die Arbeitslosigkeit steigt zunehmend, die einstige Spitzenposition in Europa ist eingebüßt und das obwohl die Tendenz im europäischen Vergleich gegenteilig verläuft (LINSINGER 2016). Während von Herbst 2015 bis Herbst 2016 die Arbeitslosigkeit in 24 EU-Staaten (von 28) sank, gehört Österreich zu den wenigen Ausnahmen dieser Entwicklung (Ebd.). Auch die durchschnittliche Dauer der Arbeitslosigkeit hat sich von 2008 bis 2016 verdoppelt (Ebd.). Darüber hinaus stockt die Produktivität, die Summe der geleisteten Arbeitsstunden nimmt ab (CHRISTL et al. 2016, S. 4).

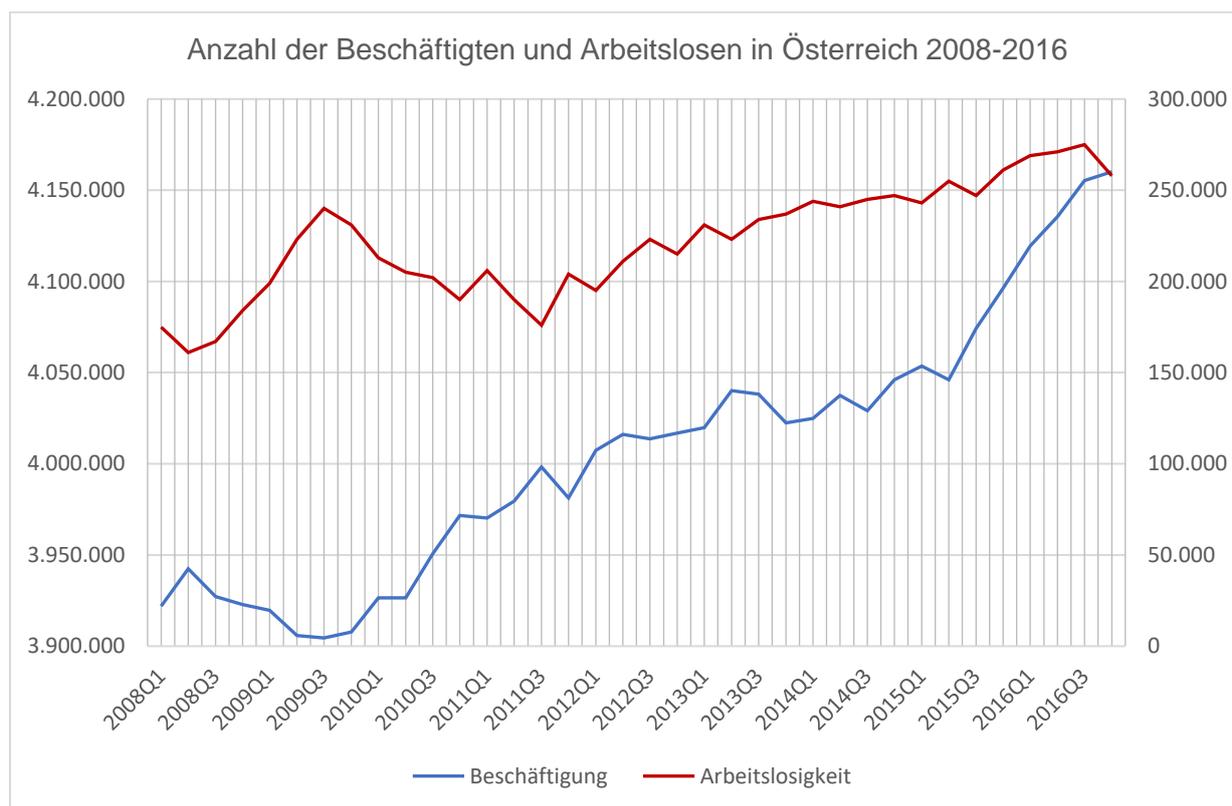


Abbildung 10: Anzahl der Beschäftigten und der Arbeitslosen in Österreich 2008 - 2016 - eigene Darstellung –
 Datengrundlage: Eurostat (2017a & 2017b) (Arbeitslosenzahlen wurden vom Autor saisonbereinigt)

Auf diese eher suboptimalen Aussichten wird von politischer Seite entgegnet, dass in Österreich im Moment Rekordbeschäftigung herrscht (LINSINGER 2016). Das trifft zu und

führt zur paradoxen Situation, dass sowohl die Arbeitslosigkeit, als auch die Beschäftigung in den letzten Jahren gestiegen ist. Abbildung 10 zeigt diesen Sachverhalt auf: Öffnete sich die Schere in dieser Grafik im Zuge der Weltwirtschaftskrise 2009, in der die Beschäftigung sank und die Arbeitslosigkeit stieg, zunächst deutlich, schließt sie sich im Zuge der letzten Jahre. Die steigende Beschäftigung kann durch das Erholen der Wirtschaft erklärt werden, auch die Frauenerwerbsquote stieg (Ebd.). Ein weiterer Grund ist die wachsende Zahl der Teilzeitjobs, die seit der Wirtschaftskrise um 25% angestiegen ist (Ebd.). Auch die wachsende Arbeitslosigkeit ist einer Reihe von Ursachen geschuldet, die zum Teil mit der schwächelnden Wirtschaft in Zusammenhang stehen. Ein Grund ist die steigende Anzahl von älteren Personen, die arbeitslos sind. „Lange gab es in Österreich die Tradition Arbeitsmarktprobleme in das Pensionssystem zu lagern“ (Ebd.), diese Herangehensweise wird aber zunehmend eingestellt. Während man viele Jahre gefährdete Personen in Frühpension schickte und damit die Pensionsausgaben enorm erhöhte, steigt die Erwerbsbeteiligung der über 50-Jährigen markant, die Zahl verdoppelte sich in den letzten 15 Jahren (Ebd.). Damit aber auch die Arbeitslosigkeit dieser Personen. Dazu kommt, dass Österreich aufgrund der geographischen Lage und dem Lohnniveau ein interessantes Ziel für Arbeitsmigrant_innen darstellt. Über 600.000 Erwerbstätige in Österreich haben keinen österreichischen Pass (Ebd.). Die meisten kommen aus Deutschland bzw. Ungarn (Ebd.). Teilweise sind ganze Branchen, wie etwa die Pflege, von dieser Zuwanderung abhängig (Ebd.). Ein weiterer Faktor, der allerdings in der politischen Debatte kontrovers diskutiert wird, ist laut LINSINGER (2016) der zu geringe Abstand zwischen Sozialleistungen und Niedriglöhnen. Wenn die Differenz lediglich wenige hundert Euro ausmache, würde schlicht der Anreiz zu arbeiten fehlen. Ob nun die Mindestsicherung zu hoch bemessen ist, die Löhne zu niedrig oder weder das eine noch das andere zutrifft, soll nicht Gegenstand dieser Arbeit werden. Wichtig ist, dass manche Expert_innen darin einen Grund von vielen sehen, die gemeinsam zur Entwicklung führen, wie sie in Abbildung 10 zu sehen ist.

Die steigende Arbeitslosigkeit und die zugrundeliegenden Ursachen erklären die vergleichsweise schwache wirtschaftliche Performance Österreichs in den letzten Jahren aber nur teilweise. Für CHRISTL et al. (2016, S. 5) rächt sich nun, dass im Zuge der Weltwirtschaftskrise die wichtigen Fragen vor sich hergeschoben wurden. Das Autorenteam, das der wirtschaftsliberalen Denkfabrik „Agenda Austria“ angehört, fasst zusammen: *„Während Deutschland und andere Länder die Krise zu nachhaltigen Reformen nutzten, wurden und werden in Österreich Probleme totgeschwiegen, geleugnet oder hinter höheren Ausgaben versteckt. Diese Probleme sind vielschichtig, aber keineswegs plötzlich aufgetaucht. Die Lohnnebenkosten sind nach wie vor zu hoch, die Bürokratie verhindert unternehmerische Dynamik, die Investitionen entwickeln sich trotz des unbegrenzt*

verfügbaren Gratisgelds schwach und in puncto Innovationen verschwindet Österreich irgendwo im Mittelfeld“ (2016, S. 5). Wie einige Seiten zuvor dargestellt, entsprechen auch LIN et al (2014, S. 57) und FRANK (2012, S. 15) dieser Analyse struktureller Probleme, wenn sie Österreich zwar ein gutes kurzfristiges Krisenmanagement konstatieren, jedoch die langfristigen Fragen als unzureichend beantwortet sehen. Zu diesen Fragen zählt ohne Zweifel der Bereich der Bildung, den LINSINGER (2016) als entscheidenden Hebel zur Lösung vieler Probleme, nicht zuletzt der Arbeitslosigkeit, ansieht.

Nachdem nun die Auswirkungen auf Gesamtösterreich im Zentrum der Betrachtung standen, sollen zum Abschluss die regionalen Unterschiede der Betroffenheit dargestellt werden. Wie SCHMIDT-SEIWERT (2011) zeigt, sind zum einen die Staaten Europas untereinander höchst unterschiedlich betroffen (S. 114) und zum anderen zeigen sich aber auch große Diskrepanzen innerhalb der Länder (S. 117). Etwa in Deutschland: Schrumpfte die Wirtschaftsleistung in Nordrhein-Westfalen von 2008 auf 2009 etwa um 5,8%, wuchs sie in Berlin im selben Zeitraum mit 1,7% ungleich stärker (Ebd.). Auch in Österreich gibt es eklatante Unterschiede zwischen den Bundesländern, wie Abbildung 11 zeigt.

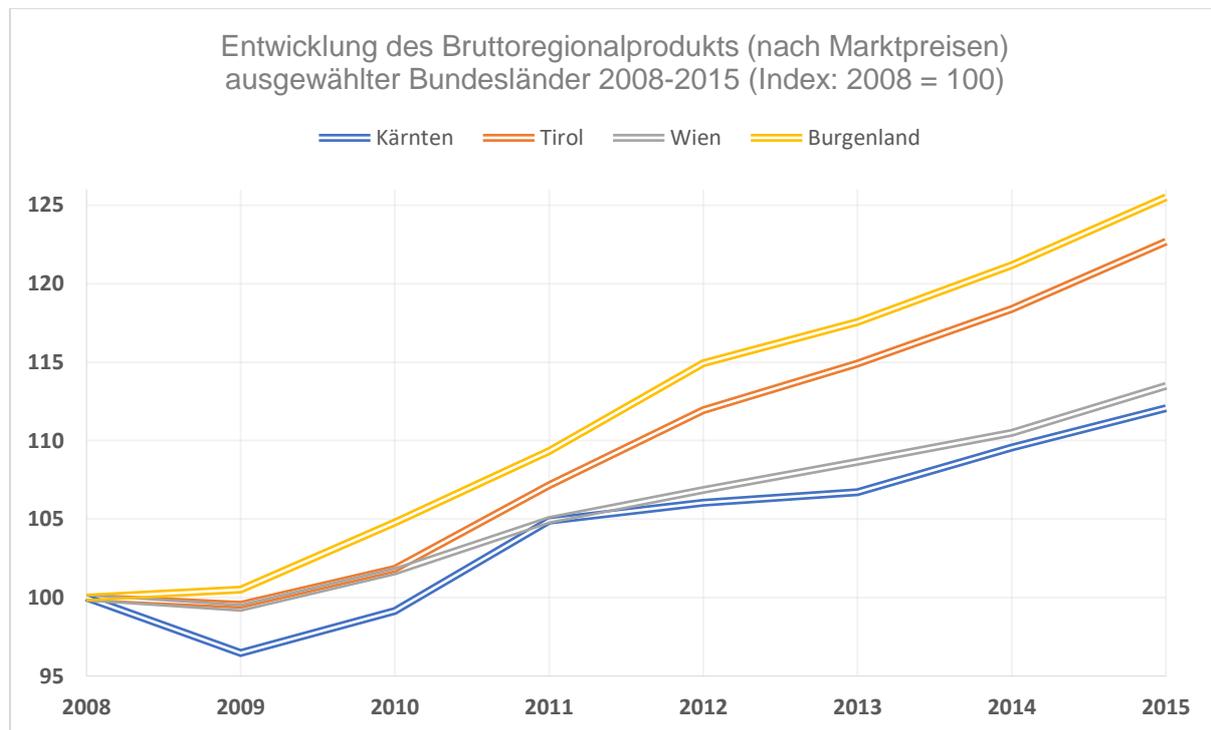


Abbildung 11: Entwicklung des Bruttoregionalprodukts (nach Marktpreisen) ausgewählter Bundesländer 2008 - 2015 – eigene Darstellung - Datengrundlage: Eurostat 2017c

Die Wirtschaftsleistung der gezeigten Bundesländer hat sich in dem Zeitraum von sieben Jahren ungleich entwickelt. Während Tirol und das Burgenland stärkeres

Wirtschaftswachstum aufweisen, hinken Kärnten und die Bundeshauptstadt Wien hinterher. Hinsichtlich des Burgenlands liegt die dynamische Entwicklung vermutlich am geringen Ausgangsniveau, die eher verhaltene Performance von Kärnten steht sicherlich im Zusammenhang mit dem Fall der Hypo Alpe Adria. Da die genauere regionale Betrachtung Österreichs aber ohnehin ein Herzstück dieser Arbeit ist, wird an dieser Stelle auf eine genauere Analyse verzichtet. Dass die Wirtschaftskrisen ab 2007 die Staaten Europas einerseits und die Regionen Österreichs andererseits in unterschiedlichem Ausmaß betroffen haben, ist eine wichtige Erkenntnis und Wegbereiter für die anschließenden Analysen.

3.5. Fazit

Die Ausführungen der letzten Seiten haben gezeigt, wie jeweils durch Synergieeffekte verschiedener Ursachen eine Krise einer Branche in einer Volkswirtschaft zunächst zu einer Banken- und schließlich zu einer Weltwirtschaftskrise geführt haben. Im Anschluss daran gerät Europa und hier wiederum speziell gewisse Länder des Euroraums mit der Eurokrise in eine weitere Schiefelage. Wie mittelbar diese europäische Krise mit den chronologisch zuvor dagewesenen in Zusammenhang steht, wird kontrovers diskutiert, völlig abgekoppelt von diesem „Krisenkomplex“ seit 2007 kann sie aber nicht gesehen werden. Letztlich entsprechen diese unterschiedlichen Erschütterungen innerhalb des letzten Jahrzehnts der zu Beginn dieser Arbeit vorgenommenen Analyse der erhöhten Unsicherheiten, die dem Resilienz-Konzept den Aufwind der letzten Jahre beschert haben.

Neben der deutlich gesteigerten Wahrnehmung der Resilienz im Kontext des politischen Handelns (wie aus den im Rahmen der Arbeit geführten Expert_inneninterviews hervorgeht), führten die Krisen auch zu vielen Zweifeln. Dazu zählt allen voran das gesteigerte Misstrauen in den Wachstumsgedanken als Allheilbringer (LUKESCH et al. 2010, S. 6), aber gleichermaßen Ansätze von Globalisierungskritik, sowie Bedenken gegenüber zu hoher Weltmarktintegration (SCHMIDT-SEIWERT 2011, S. 119-120). Auch die Rolle der Europäischen Union und ihrer Struktur wird im Zuge der Krisen kontrovers diskutiert (ILLING 2017, S. 4). Weitere Zweifel beziehen sich auf die Rolle der Banken, den „too-big-to-fail“-Gedanken und die Sparpolitik (ILLING 2013, S. 153). Einige dieser Bedenken werden uns im Zuge der Erfolgsfaktoren im Sinne der Resilienz wieder begegnen.

Dass Österreich zwar stark von der Krise betroffen war, besonders in einer ersten Phase bis 2013 aber dennoch in geringerem Ausmaß als andere europäische Staaten, war eine

ebenso wichtige Erkenntnis dieses Kapitels, wie die Feststellung der ausgeprägten regionalen Diskrepanzen hinsichtlich der Betroffenheit in Europa und vor allem in Österreich.

Es sind diese regionalen Unterschiede die einerseits zu einem Forschungsinteresse der Wirtschaftsgeographie hinsichtlich der Krisen und ihren Folgen führen und andererseits die Frage nach dem „Warum?“ aufwerfen. Warum sind manche Regionen erfolgreicher als andere? Welche Faktoren spielen dabei eine Rolle? Damit einher geht die Bedeutung der Entscheidungen der Akteure und Entscheidungsträger_innen, also die Wirkung der Maßnahmen auf eine Krise. Wie gezeigt wurde, spielt auch eine zeitliche Komponente eine wichtige Rolle. Es wurde hier zwischen kurz- und langfristigem politischen Handeln unterschieden. Kurzfristige Krisen fordern zunächst rasche Reaktionen (GRUBER 2011, S. 17). Diese sind in Österreich vergleichsweise gut umgesetzt worden, die langfristigen Maßnahmen hingegen blieben aus (FRANK 2012, S.7; LIN et al. 2014, S. 57; CHRISTL et al. 2016, S. 5). An der wirtschaftlichen Entwicklung Österreichs zeigt sich, welche tragende Rolle den Akteuren zukommen kann.

Diese soeben aufgeworfenen Fragestellungen nach dem „Warum“, nach den Faktoren für Erfolg und nicht zuletzt nach den politischen Maßnahmen sind zentral für das Resilienz-Konzept. Im Rahmen dieser Arbeit sollen sie im Kontext der österreichischen Regionen, die sich seit 2008 unterschiedlich entwickelt haben, beantwortet werden. Die Frage wie diese ambitionierte Aufgabe umgesetzt werden soll, ist Gegenstand des nachfolgenden Kapitels.

4. Untersuchungsdesign

4.1. Erfolg im Sinne der Resilienz

Im Zuge der Kontextualisierung hatte das Ziel ein breites Verständnis für den Begriff „Resilienz“ herzustellen. Darüber hinaus wurden Stärken der verschiedenen Ansätze aus unterschiedlichen Disziplinen für eine regionale Betrachtung der Resilienz gezeigt. Auch die Frage nach dem „to what?“, also im Kontext welches Schock-Ereignisses die Resilienz gemessen werden soll, wurde ausführlich beantwortet. Es ist nun an der Zeit die wirtschaftliche Resilienz der österreichischen Regionen ins Zentrum zu stellen. Um in diesem Sinne Erfolg und in weiterer Folge die Faktoren dafür begreifbar zu machen, stellt sich zunächst die Frage, wodurch sich eine positive Leistung einer Region im Rahmen des Konzepts überhaupt auszeichnet.

Um darauf eine Antwort zu finden, ist es hilfreich mögliche Erscheinungsformen positiver Krisenbewältigung von Regionen anzusehen. In Abbildung 12 zeigen sich anhand eines ausgewählten Indikators (wie etwa Beschäftigung, Wachstum oder Umweltqualität) jeweils resiliente Entwicklungen, die sich untereinander aber deutlich unterscheiden. Ob und inwieweit man die jeweiligen Regionen als erfolgreich einstuft, hängt stark von der Definition von Erfolg ab. Das oberste Beispiel zeigt eine Region (rote Linie), die im Gegensatz zu einer Vergleichsregion (schwarze Linie) keine messbaren Auswirkungen durch eine Krise erfahren hat. Sie zeichnet sich durch Stabilität aus (LUKESCH et al. 2010, S. 11). Im Sinne der Definition von MARTIN und SUNLEY (2015, S. 13) hat diese Region „*the capacity [...] to withstand [...] shocks*“ (vgl. Kapitel 2.4.).

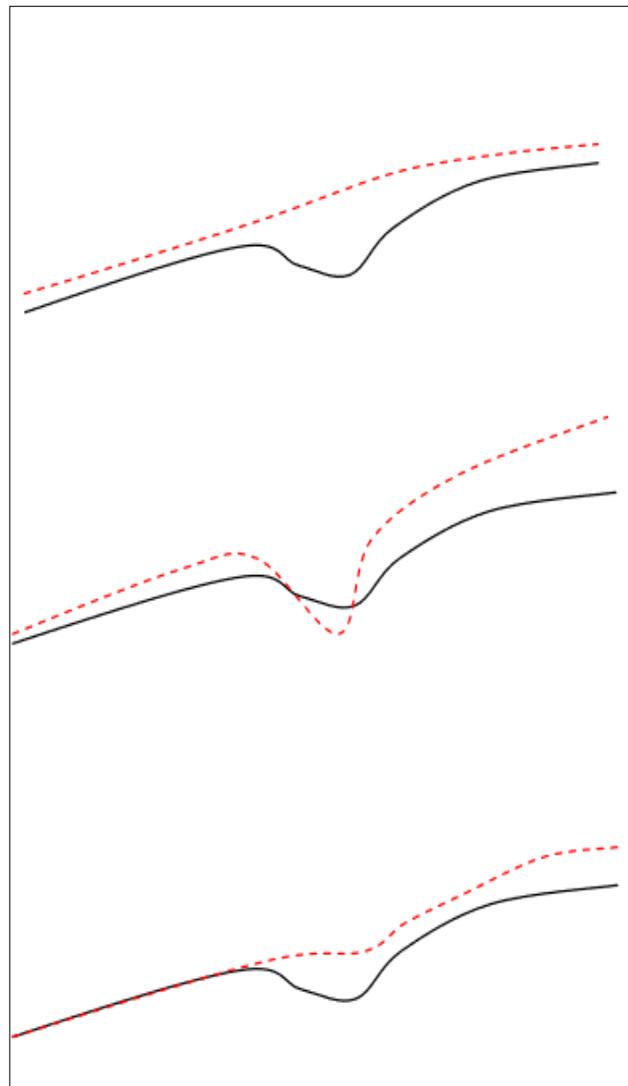


Abbildung 12: Mögliche Erscheinungsformen positiver Krisenbewältigung von Regionen - Quelle: LUKESCH et al. 2010, S. 11.

Das zweite Beispiel zeigt den Fall einer raschen Erholung. Die Region ist zwar

stark betroffen, erholt sich aber vergleichsweise schnell („to recover“). Doch damit nicht genug: sie befindet sich nach der Krise auf einem besseren Wachstumspfad als zuvor (LUKESCH et al. 2010, S. 11). Man erinnere sich hier an das Alleinstellungsmerkmal des Resilienz-Konzepts, das MARTIN und SUNLEY (2015, S.11) formulierten: *„It [the Idea of resilience, Anm.] directs attention precisely to the impact of shocks and their role in shaping.“* Anhand der zweiten gezeigten Erscheinungsform von Erfolg einer Region wird klar was gemeint ist: Während der Phase der starken Betroffenheit hat sich etwas verändert, das zu einer sehr dynamischen und überdurchschnittlich positiven Entwicklung geführt hat. Das dritte Beispiel verbindet die beiden zuvor, die Region ist betroffen, aber in deutlich geringerem Ausmaß als der Vergleichsraum, auch hier geht das Untersuchungsgebiet gestärkt hervor, jedoch nicht so stark wie im Beispiel zuvor (LUKESCH et al. 2010, S. 11).

Was lässt sich anhand dieser Beispiele ableiten? Zunächst wird klar, dass Stabilität jedenfalls ein entscheidender Aspekt für Erfolg im Kontext des Resilienz-Konzepts ist. Stabile Regionen sind in diesem Fall jene, die im Gegensatz zu Vergleichsräumen nicht erkennbar von einer krisenhaften Erscheinung betroffen sind oder zwar durchaus betroffen sind, aber in deutlich geringerem Ausmaß. Diese Erscheinungsform positiver Entwicklung erinnert zum einen an den Wortursprung von Resilienz: Abprallen (also keine Betroffenheit) bzw. zurückspringen (also rasch zum Ausgangspunkt zurückkehren) und andererseits allgemein an die „Engineering Resilience“, wobei hier vor allem auf die Idee des „bounce-back“ zu verweisen ist. Damit ist die Rückkehr zum „Pre-Schock-Ausgangspunkt“ eines Indikators gemeint, beispielsweise dem Bruttoregionalprodukt.

Am zweiten Beispiel wird aber klar, dass es neben der Stabilität noch eine weitere Dimension erfolgreicher Krisenbewältigung geben muss. Trotz großer Betroffenheit ist die in der Mitte abgebildete Region zweifellos eine erfolgreiche. Durch rasche Erholung übertrumpft sie die Vergleichsräume aus einer Retrospektive. Die „Genesung“ ist daher ebenfalls ein entscheidender Aspekt. Diese Feststellung erinnert ebenfalls an die Erläuterungen im Zuge der Engineering-Resilience. Dort wurde die Definition von regional-wirtschaftlicher Resilienz von HILL et al. (2008, S. 2) diskutiert: *„We conceptualize regional economic resilience as the ability of a region [...] to recover successfully from shocks to its economy that either throw it off its growth path or have the potential to throw it off its growth path but do not actually do so“*. Anhand dieser werden genau die beiden nun definierten Dimensionen sichtbar, zum einen die Stabilität (*“have the potential to throw it off...but do not actually do so“*) und zum anderen eine erfolgreiche Erholung (*“recover successfully“*). Wichtig ist, dass diese „recovery“ sowohl die Geschwindigkeit umfasst, als auch das Ausmaß (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 3-4). Mit Ausmaß der Erholung ist beispielsweise die Stärke eines Wachstumspfades gemeint, wie etwa am zweiten Beispiel der Abbildung 12 zu

sehen ist. Der Wachstumspfad des gewählten Indikators ist dort nach der Genesung besser als zuvor.

Diese beiden Aspekte, Stabilität und Erholung, bilden aber nur eine Seite der regionalen Resilienz ab und werden dem Konzept in seiner Gesamtheit nicht gerecht. Man denke an das Alleinstellungsmerkmal den Fokus auf „*the role in shaping*“ zu legen und vor allem an die Ideen der adaptiven Resilienz, aber auch nochmals an die beiden unteren Beispiele in Abbildung 12. Die Wandlungsfähigkeit spielt in diesem Konzept jedenfalls eine tragende Rolle und kann daher nicht außenvorgelassen werden. Dem Anspruch liegt aber ein Problem zugrunde: Während eine Region, die von einer Krise nicht oder relativ gesehen weniger betroffen ist oder sich relativ rasch erholt zweifellos als resilienter als eine Vergleichsregion gilt, ist ein Untersuchungsgebiet nicht automatisch erfolgreich, weil es sich im Zuge einer Krise stark verändert hat. Erschwerend kommt hinzu, dass eine Region sehr wohl erfolgreich sein kann, auch wenn sie sich in Krisenzeiten nicht maßgeblich verändert hat, solange andere Parameter der Krisenbewältigung als hoch eingeschätzt werden. Veränderung ist dementsprechend differenzierter zu sehen, als Stabilität bzw. Erholung.

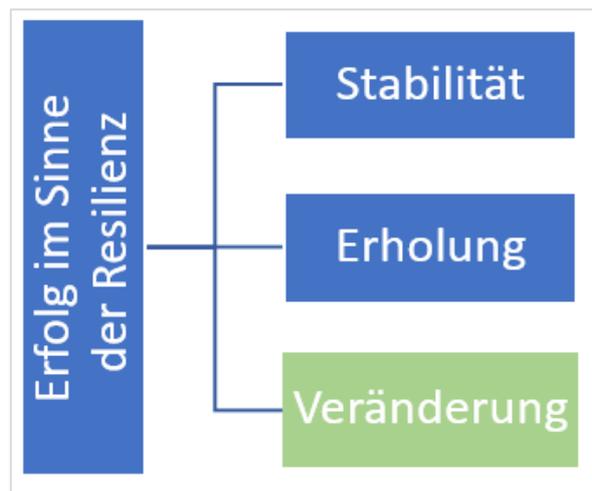


Abbildung 13: Dimensionen von Erfolg im Sinne der Resilienz
die Sonderstellung der Veränderung – eigene Darstellung

4.2. Zwei Ausprägungen von Erfolg

Um diese geschilderten Probleme hinsichtlich der Veränderung zu berücksichtigen und einfließen zu lassen, sollen nun zwei Ausprägungen des Erfolgs resilienter Regionen definiert werden: Stabilität auf der einen Seite und adaptiver Erfolg auf der anderen, jeweils inspiriert durch die Ansätze, die im Kapitel 2 erläutert wurden. So wird es möglich auch der adaptiven Resilienz jenen Platz einzuräumen, den sie im Sinne des Konzepts braucht. Erst diese Feststellung zweier Ausprägungen erlaubt alle weiteren Schritte der Arbeit, denn auf Basis dieser werden zwei Regionen ausgewählt, anhand derer schließlich auch die Faktoren für resilientes Handeln und Wirtschaften erarbeitet und abgeleitet werden. Durch dieses Vorgehen wird sichergestellt, dass Faktoren sowohl aus einer Perspektive, die eher dem

Ansatz der Engineering-Resilience entspricht (Stabilität und „bounce-back“) einfließen, als auch der Perspektive, die Veränderung als wichtige Kategorie für den Erfolg im Sinne der Resilienz ansieht.

Dabei ist allerdings wichtig zu beachten, dass die Trennlinie zwischen den beiden Ausprägungen keine scharfe ist. Die Abgrenzung zwischen den beiden Ausprägungen ist schwierig. MARTIN und SUNLEY (2014, S.8) bemängeln, dass viele Analysen von Resilienz suggerieren, Systeme würden entweder in ihre ursprünglichen Zustände zurückspringen oder sich durch Adaption zu gänzlich neuen weiterentwickeln. Beides ist selten der Fall: *„Response is a complex mix of continuity and change“* (Ebd.). Insbesondere Regionen als hoch-komplexe Systeme verbinden immer beides, sie behalten große Teile ihrer Struktur, während andere verändert bzw. ausgetauscht werden (Ebd., S.10). Diesem Gedanken inhärent sind scheinbar gegensätzliche Begriffspaare: Spezialisierung und Diversität, Kontinuität und Innovation, regional bis international oder Effizienz und Redundanz (GRUBER 2011, S. 22). Sie alle bestehen nebeneinander und gleichzeitig, sind nicht exklusiv. Wenn also von den beiden Ausprägungen gesprochen wird, ist es wichtig zu verstehen, dass zwar Typen zugeordnet werden, das aber keineswegs bedeutet, dass die Untersuchungsgebiete ausschließlich diesen Eigenschaften entsprechen.

Bleibt die entscheidende Frage zu klären, wie die beiden Ausprägungen definiert werden. Zunächst zum Stabilitätserfolg: Wie an mehreren Stellen hingewiesen wurde, ist hier die zentrale Kategorie die Betroffenheit. Als stabil gelten jene Systeme, die nicht oder nur in geringem Ausmaß betroffen sind, während andere, vergleichbare Systeme sehr wohl gezeichnet sind. Dazu kommt aber ein zweiter Teil, denn wie im Zuge der ökologischen Resilienz (Kapitel 2.2.) erläutert wurde, ist Veränderung für Erfolg im Sinne der Stabilität eher negativ zu sehen. Dies schlägt sich auch auf die Definition der wirtschaftlichen Resilienz von Regionen von MARTIN und SUNLEY (2015, S. 13) nieder, wenn die Autoren *„if necessary by undergoing adaptive changes“* schreiben. Zudem impliziert Stabilität ja auch ein hohes Maß an Kontinuität. Nicht zuletzt sollen anhand der existierenden Strukturen resilienter Erfolg abgeleitet werden. Aus diesen Gründen wird geringer Wandel im Kontext des Stabilitätserfolges als wichtige Eigenschaft definiert.

Hinsichtlich der adaptiven Ausprägung ergeben sich aus den bisherigen Ausführungen folgende Eigenschaften: der Namensgebung folgend ist eine starke Veränderung wichtig. Adaptiver Erfolg zeichnet sich dadurch aus, dass die krisenhafte Erschütterung zu tiefgreifenden Umgestaltungen der Struktur führte. Damit sichergestellt wird, dass das Schock-Ereignis auch ausschlaggebend für diesen Wandel war und als Katalysator für eine angestoßene Entwicklung interpretiert werden kann, wird ein Augenmerk auf eine starke Betroffenheit gelegt. Weil sich durch starke Betroffenheit und großen Wandel aber noch kein

Erfolg ergibt, wird auch eine starke Erholung bzw. eine dynamische Entwicklung nach dem „bounce-back“ miteinbezogen. Folgend dieser Überlegungen ergibt sich diese Aufschlüsselung der Eigenschaften:

Stabilität	Adaption
Geringe Betroffenheit	Starke Betroffenheit
Geringe Veränderung	Starke Veränderung
	Starke Erholung nach dem „bounce-back“

Tabelle 1: Zwei Ausprägungen von Erfolg im Sinne der Resilienz und ihre Eigenschaften

4.3. Herangehensweise und Forschungsfragen

Im Zuge der Ausführungen zu den krisenhaften Erscheinungen ab 2007 haben uns zwei entscheidende Fragen zur Analyse der Resilienz von Systemen begleitet, die CARPENTER et al. schon 2001 angedacht haben: (a) resilience of what? (b) to what? Diese Fragen sind auch für eine regional-wirtschaftliche Betrachtungsweise sehr sinnvoll (vergleiche Kapitel 3) und wurden in diesem Feld um zwei wesentliche zusätzliche erweitert: (c) with what outcome? (d) by what means? (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 12). Es ist also nicht nur wichtig zu definieren was gegenüber welchem Schock-Ereignis beobachtet wird, sondern auch Fragen nach dem Resultat und der Art und Weise der Krisenbewältigung zu stellen. Anhand dieser Überlegungen soll nun auch das Forschungsvorhaben der angestrebten Diplomarbeit skizziert werden. Dazu soll aber eine zusätzliche fünfte Frage vorangestellt werden, die im Zuge der vorherigen Seiten und im Kapitel 2 schon ausführlich diskutiert wurde: (0) what kind of resilience?

Ziel wird es also sein die soeben vorgestellten beiden Resilienz-Ausprägungen in die Arbeit einfließen zu lassen. Auf der einen Seite werden jene Leistungen stehen, die sich durch Stabilität und dem Erhalt von Funktionen einer Region auszeichnen (im Sinne der „engineering resilience“, aber auch Ideen der ökonomischen Resilienz), auf der anderen Seite stehen adaptive Leistungen, also die erfolgreiche Veränderung und der Wandel einer Region (im Sinne der „adaptive resilience“ oder „evolutionären Resilienz“).

Die zweite Frage “(a) resilience of what?“ muss zwei Mal beantwortet werden. In einem ersten Schritt werden alle NUTS-3-Regionen Österreichs anhand verschiedener Indikatoren

untersucht, die gemäß Tabelle 1 die definierten Eigenschaften der beiden unterschiedlichen Ausprägungen abbilden sollen. So werden die Betroffenheit, die Veränderung während und nach der krisenhaften Erscheinungen, die Österreich im Wesentlichen seit 2008/09 in Mitleidenschaft gezogen haben ((b) to what?) und die Erholung operationalisiert und in Rangfolgen gebracht. Das Ergebnis dieser Analyse ((c) with what outcome?) dient dazu außergewöhnliche Regionen zu ermitteln, die besonders eindeutig der Stabilitätsleistung bzw. der Adaptionleistung zuzuordnen sind. Dieser Schritt führt zurück zur Frage „(a) resilience of what?“, es werden also nochmals zwei Regionen ausgewählt die Gegenstände einer qualitativen Fallstudie werden. Wie dargestellt sind Stabilität und Adaption nicht exklusiv, sondern passieren fast immer in Kombination miteinander. Die ausgewählten Regionen sollen in diesem Zusammenspiel von Veränderung und Kontinuität also stark dem einen bzw. dem anderen Ansatz zuzuordnen sein (aber nicht ausschließlich). Anhand der beiden ausgewählten Regionen wird schließlich die letzte Frage „(d) by what means?“ beantwortet. Welche Faktoren und Strukturen der Untersuchungsregionen spielten für die Resilienz eben derer eine entscheidende Rolle? Aus dieser Skizzierung des Forschungsvorhabens ergeben sich die folgenden Forschungsfragen:

- Wodurch zeichnen sich Stabilitäts- bzw. Adaptionleistungen von Regionen aus und wie kann eine Einteilung anhand volkswirtschaftlicher Indikatoren passieren?
- Wie schneiden die österreichischen Regionen auf Basis der NUTS-3-Einteilung hinsichtlich der getroffenen Einteilung nach Stabilitäts- bzw. Adaptionsregionen ab?
- Welche wirtschaftlichen Strukturen (sektorale Aufteilung, Beschäftigungsstruktur, ...) weisen die beiden ausgewählten Regionen auf?
- Wie bewerten Akteure der beiden ausgewählten Regionen die Auswirkungen und Einflüsse auf die wirtschaftlichen Entwicklungspfade?
- Welche Faktoren für die Resilienz dieser Regionen können dadurch festgestellt und formuliert werden?

4.4. Datenbeschreibung

Um (c) „with what outcome?“ (die zweite Forschungsfrage) zu beantworten und letztlich auch um jeweils eine Stabilitäts- und eine Adaptionsregion auszuwählen ((a) resilience of what?), sind ökonomische Daten notwendig, die folgende Bedingungen erfüllen sollen: Zunächst müssen sie einen längeren Zeitraum abdecken, um einen Vergleich des

Vorkrisenniveaus (Anfang 2008) mit einem späteren Zeitpunkt zu erlauben, an dem auch längerfristige Auswirkungen abgeschätzt werden können. Darüber hinaus muss die Datenlage einen Vergleich aller Regionen Österreichs erlauben und in diesem Zusammenhang vollständig sein. Im konkreten Fall dieser Arbeit betrifft das die NUTS-3-Regionen, die gleich näher vorgestellt werden. Nicht zuletzt müssen die Daten außerdem die wirtschaftliche Leistung widerspiegeln. Um die genauen Auswirkungen einer Krise nachvollziehen zu können, sollten die Zahlen außerdem zumindest auf Quartalsbasis vorliegen.

All diese Anforderungen werden Beschäftigungsdaten gerecht, die nicht ohne Grund auch von MARTIN und SUNLEY (2015, S. 17) für ihre Erklärung zur „Anatomie von Resilienz“ und den Auswirkungen von Schocks auf Regionen verwendet werden. Im Falle Österreichs erhebt das Arbeitsmarktservice (AMS) Beschäftigungsdaten auf Monatsbasis für alle 35 NUTS-3-Gebiete seit 2008, die freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurden.

Das AMS bildet dabei die Zahl der unselbstständigen Beschäftigten ab, die Erfassung erfolgt durch den Hauptverband der Sozialversicherungsträger (AMS 2017). Berücksichtigt werden all jene Personen, die ein aufrechtes Beschäftigungsverhältnis haben, sowie jene, die sonstig in die Krankenversicherung einbezogen sind (etwa Personen, die aufgrund eines Ausbildungsverhältnisses oder Krankenstands derzeit nicht beschäftigt sind). Auch Zivil- und Präsenzdienster, Karenzbezieher_innen und Personen mit freien Dienstverträgen zählen zu den unselbstständig Beschäftigten. Nicht einbezogen werden geringfügig Beschäftigte. Personen können auch zweimal berücksichtigt werden, wenn sie bei zwei unterschiedlichen Dienstgeber_innen beschäftigt sind. Zählungstag ist jeweils der letzte Tag des betrachteten Monats. (Ebd.)

Für die statistische Erfassung von Zu- und Abgängen gilt folgendes: *„Es werden alle erstatteten Meldungen betreffend Beginn bzw. Beendigung des Beschäftigungsverhältnisses gezählt, nicht aber Meldungen betreffend Unterbrechung des Entgeltanspruches infolge Krankheit. Ummeldungen werden generell erfasst (z.B. Ummeldung vom Arbeiter (Abgang) zum Angestellten (Zugang)). Arbeitsunfähig Erkrankte werden nur dann aus dem Stande der Beschäftigten ausgeschieden, wenn das Dienstverhältnis gelöst und die endgültige Abmeldung erfolgt ist.“* (Ebd.)

Die Daten des AMS sind nicht saisonbereinigt. Das ist problematisch, da die konkreten Auswirkungen der Krise durch die saisonalen Schwankungen am Arbeitsmarkt überdeckt werden. Ursachen für diese jahreszeitlichen Bewegungen am Arbeitsmarkt können sowohl angebots- wie nachfrageseitig sein (BRINKMANN et al. 1985, S. 421). Als wichtigste Gründe sind zu nennen: Witterungseinflüsse (vor allem Baubranche, teilweise Industrie und

Landwirtschaft), Nachfrageschwankungen wegen Ferienterminen (vor allem Verkehrswesen sowie Hotel- und Gaststättengewerbe) oder besonderer Termine (vor allem Groß- und Einzelhandel, Lebensmittelindustrie), jahreszeitlich unterschiedliche Verfügbarkeit von Rohstoffen und Vorproduktion (Lebensmittelindustrie, Großhandel) und sonstige Ursachen. (Ebd., S. 421-422)

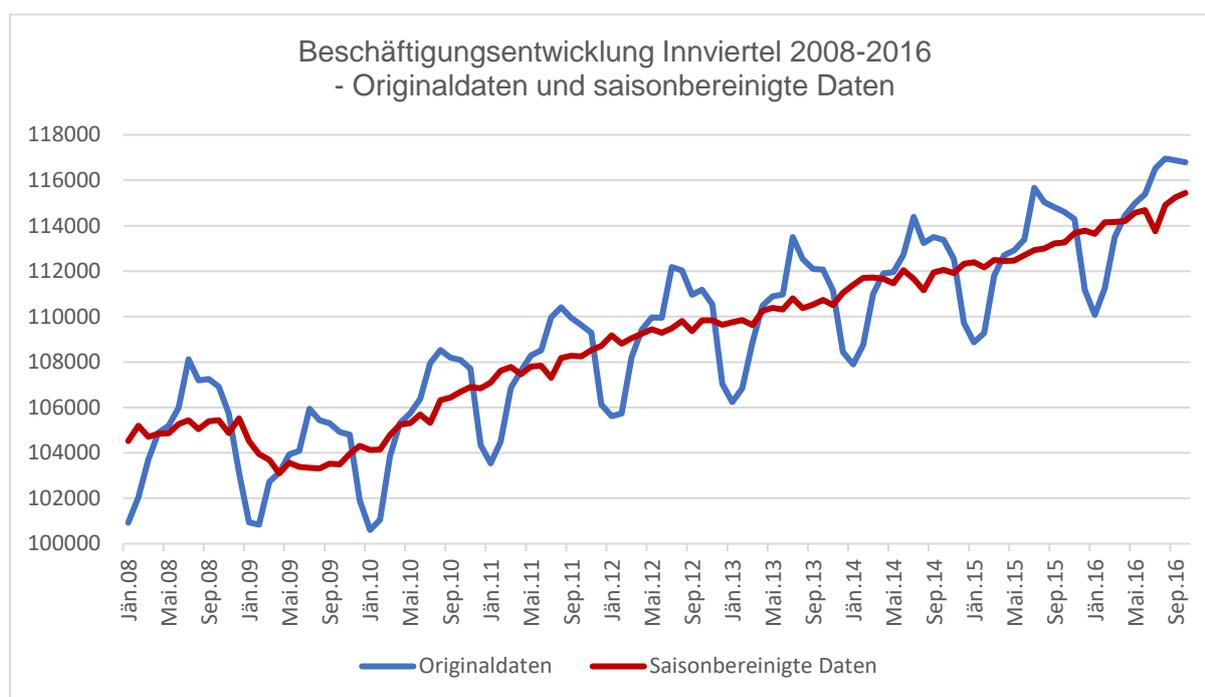


Abbildung 14: Originaldaten im Vergleich mit saisonbereinigten Daten am Beispiel Innviertel 2008 - 2016
 – eigene Darstellung – Datengrundlage: AMS

Um also die Auswirkungen der Krise auf die Beschäftigungszahlen der österreichischen Regionen (auch mathematisch) begreifbar zu machen, wurden die Daten mit der Census X-12-ARIMA-Methode und dem Programm EViews saisonbereinigt. In Abbildung 14 wurden die Originaldaten mit den so erstellten Zahlen gegenübergestellt. Dabei wird deutlich, wie stark die saisonalen Schwankungen auf die Beschäftigungsentwicklung einwirken. Die Berechnungen der Maßzahlen, die im Folgenden vorgestellt werden, wären ohne den Schritt der saisonalen Reinigung nicht möglich.

Für die Maßzahl „Veränderung“ werden ebenfalls Beschäftigungsdaten herangezogen, allerdings werden hier Zahlen von Eurostat verwendet. Das liegt daran, dass das statistische Amt der Europäischen Union die Beschäftigten auch nach Wirtschaftszweigen einteilt (vergleiche Kapitel 4.5.2.). Eurostat definiert Beschäftigung allerdings anders, als das AMS. Eine Person gilt dann als beschäftigt, wenn er/sie für eine/n öffentliche/n oder private/n Arbeitgeber_in tätig ist und dafür eine Kompensation (Lohn, Gehalt, sonstiger Ausgleich, ...)

erhält. Auch selbständige Personen werden hier berücksichtigt. (Eurostat 2017d). Beschäftigung wird hier also deutlich weiter gefasst, weswegen die absolute Anzahl im Vergleich mit den AMS-Daten deutlich höher ausfällt.

Es wurde bereits mehrfach darauf hingewiesen, dass im Rahmen dieser Arbeit als Untersuchungseinheiten die NUTS-Regionen (*Nomenclature des unités territoriales statistiques*) herangezogen werden. Es handelt sich dabei um ein „hierarchisches System zur Untergliederung des EU-Wirtschaftsraums“ (Eurostat 2015), das für die „Erfassung, Entwicklung und Harmonisierung regionalstatistischer Daten der EU“ konzipiert wurde (Ebd.). Anwendung findet das System allgemein bei sozioökonomischen Analysen der Regionen und insbesondere bei der Gestaltung der EU-Regionalpolitik (Ebd.). Dabei gibt es drei Ebenen: NUTS-1 umfasst 98 Großregionen, NUTS-2 276 Basisregionen und NUTS-3 1342 kleine Regionen (Ebd.). Für die hier vorgenommenen Analysen werden die 35 NUTS-3-Territorien Österreichs herangezogen:

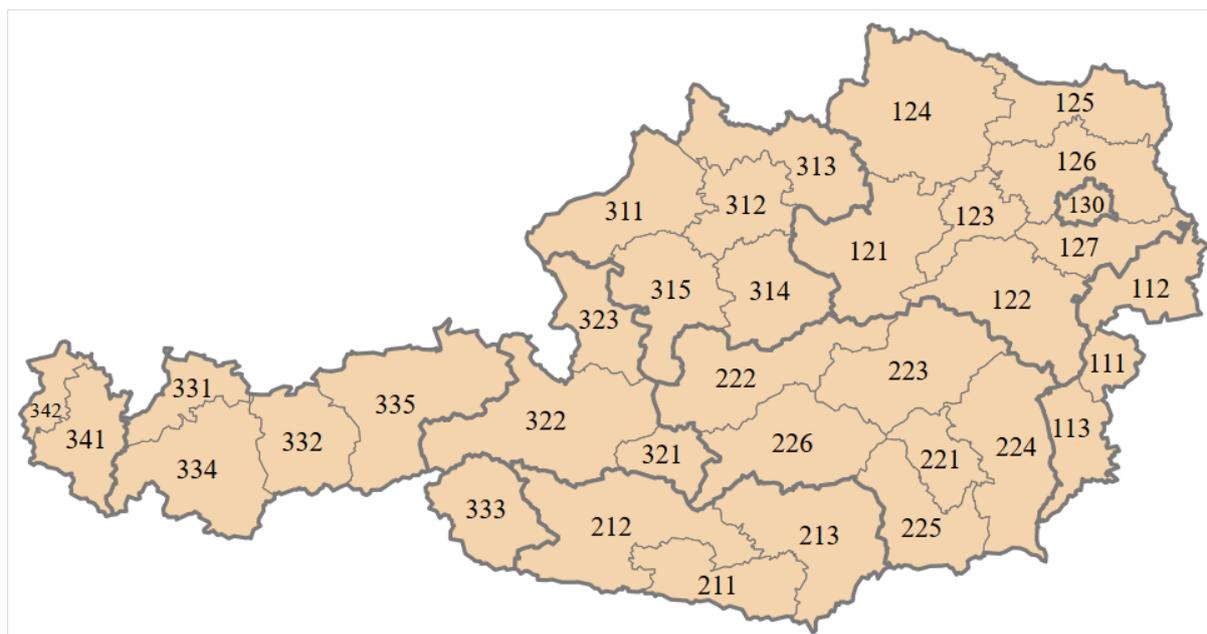


Abbildung 15: Die 35 NUTS-3-Regionen Österreichs - Quelle: Eurostat

Die regionale Zuordnung der Beschäftigungsdaten erfolgt nach dem Arbeitsort (AMS 2017). Somit werden Einpendler_innen etwa zu den urbanen Zentren gezählt, in dem sie arbeiten. Es ist in diesem Zusammenhang ein großer Vorteil der NUTS-Einteilung, dass alle städtischen Regionen mit Ausnahme der Bundeshauptstadt Wien gemeinsam mit dem Umland (der Verflechtungsregion) erfasst wurden. Eine nicht weniger wichtige Stärke liegt in

der hervorragenden Datenlage, auf Basis derer die Berechnungen erstellt werden, die auf den folgenden Seiten erklärt werden.

4.5. Methodologie

Es ist eines der zentralen Forschungsanliegen dieser Arbeit die definierten Eigenschaften der beiden Ausprägungen, also Betroffenheit, Wandel und Erholung einer Region vergleichbar zu machen und auf Basis einer Rangfolge resiliente Regionen auszuwählen und fallstudienartig zu untersuchen. Die Frage wie sich Stabilitäts- bzw. Adaptionsleistungen von Regionen messen lassen, steht im Zentrum dieses Kapitels. Dabei werden eigene Ansätze entwickelt, die einerseits von den Überlegungen zu den verschiedenen Resilienz-Ansätzen aus den unterschiedlichen Disziplinen inspiriert sind und andererseits durch die Arbeiten anderer Autoren, wobei hier vor allem MARTIN und SUNLEY (2015) bzw. DEISENBERGER (2015) zu nennen sind. Ohne Zweifel haben diese Ideen auch jeweils Schwächen, sie können und sollen daher kritisch gesehen werden. Es werden aus diesem Grund auch stets die Schwierigkeiten, die mit den jeweiligen Versuchen der Operationalisierung einhergehen, aufgezeigt und zur Diskussion gestellt.

Gleich zu Beginn soll hier festgehalten werden, dass die Berechnungen auf Beschäftigungsdaten basieren. Damit folgt man einerseits dem Vorschlag von MARTIN und SUNLEY (2015, S. 15; 17-20) und andererseits ergibt sich durch die gute Datenlage ein vollständiges Bild der Auswirkungen auf die Regionen Österreichs (vergleiche 4.4. Datenbeschreibung). Dadurch ergeben sich aber auch Probleme, nicht zuletzt ist hier die starke Zunahme der Teilzeitbeschäftigung zu nennen (LINSINGER 2016), die anhand der Daten nicht sichtbar wird. Dieser und weitere Kritikpunkte werden, nachdem die Herangehensweise je nach Eigenschaft erläutert wurde, nochmals ins Zentrum gestellt.

4.5.1. Betroffenheit

Die Betroffenheit einer Region auf eine krisenhafte Erschütterung ist eine entscheidende Eigenschaft für die spätere Auswahl der Beispielregionen, da sie sowohl für die Definition der Stabilitätsausprägung, als auch für die der Adaptionsausprägung herangezogen wird.

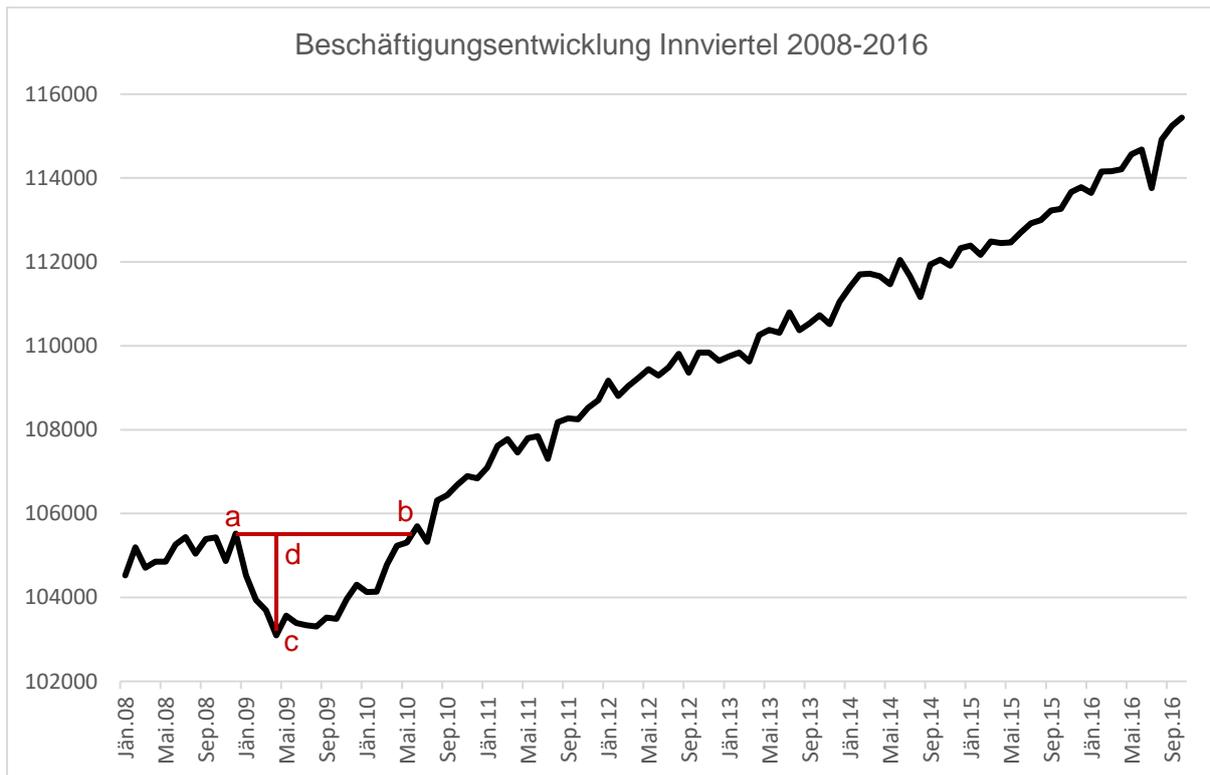


Abbildung 16: Beschäftigungsentwicklung Innviertel 2008-2016 zur Verdeutlichung der Betroffenheit

- Datengrundlage: AMS – saisonbereinigt - inspiriert durch Martin & Sunley 2015, S. 17

Abbildung 16 zeigt die Beschäftigungsentwicklung des Innviertels 2008-2016. Deutlich ist die Auswirkung der Weltwirtschaftskrise ab Beginn des Jahres 2009 (a) zu sehen, die Beschäftigungsentwicklung bricht ein. Im Juni 2010 erreicht die Region wieder ihr Vorkrisenniveau (b). Zwischen den beiden Punkten liegen 18 Monate, die durch die Strecke a-b verdeutlicht werden. Eine Strecke die gleichzeitig den vielzitierten „bounce-back“ bzw. die „recovery“ widerspiegelt, zwei Schlagwörter, die im Zuge der Engineering Resilience vorgestellt wurden. Mit anderen Worten: die Linie a-b beschreibt die Erholungsdauer. Zwischen den beiden Punkten zeigt uns der Graph, wie stark die Region hinsichtlich der Beschäftigungszahl in Mitleidenschaft gezogen wurde. Der Tiefpunkt der Entwicklung ist im April 2009 erreicht (c), an diesem Punkt haben gegenüber Dezember 2008 beinahe 2500 Innviertler_innen ihren Job verloren. Der Vergleich dieses Punktes mit dem Vorkrisenniveau

(d) zeigt uns, wie stark die Erschütterung die Region getroffen hat (Strecke c-d). Je stärker ein Indikator durch einen wirtschaftlichen Schock nachgibt, desto stärker ist die Betroffenheit einer Region. Diese beiden Indikatoren, die Erholungsdauer und die maximale Betroffenheit, sind wichtige Faktoren für die Gesamtbetroffenheit einer Region. Sie beschreiben diese tatsächliche Gesamtbetroffenheit aber nicht genau. Ein Graph kann im Zuge einer Krise nämlich trotz gleicher „Recovery-Dauer“ und gleicher maximaler Betroffenheit unterschiedliche Formen annehmen, etwa eine die eher einem „V“ gleicht oder eine die eher einem „U“ gleicht. Letztere Form würde aber eine viel stärkere Gesamtbetroffenheit widerspiegeln, weil aufsummiert viel mehr Personen über den Zeitraum bis zum „bounce-back“ ohne Beschäftigung geblieben wären, als bei einem Graph der einem „V“ gleicht. Anders ausgedrückt spiegelt eine U-Form wesentlich mehr beschäftigungslose Tage der Personen des Untersuchungsraums wider, als eine V-Form.

Die logische Konsequenz daraus lautet, dass die Fläche, die sich durch den Verlauf des Indikators (also des Graphens) und der Erholungsdauer (a-b) ergibt, die Gesamtbetroffenheit deutlich genauer beschreibt (Abbildung 17). Sie umfasst beide roten Linien in Abbildung 16 und mehr. Je größer die Fläche, desto stärker ist die Region betroffen und/oder desto länger brauchte sie für die Erholung. Dementsprechend ist eine große Fläche ein Beleg für eine starke Gesamtbetroffenheit.

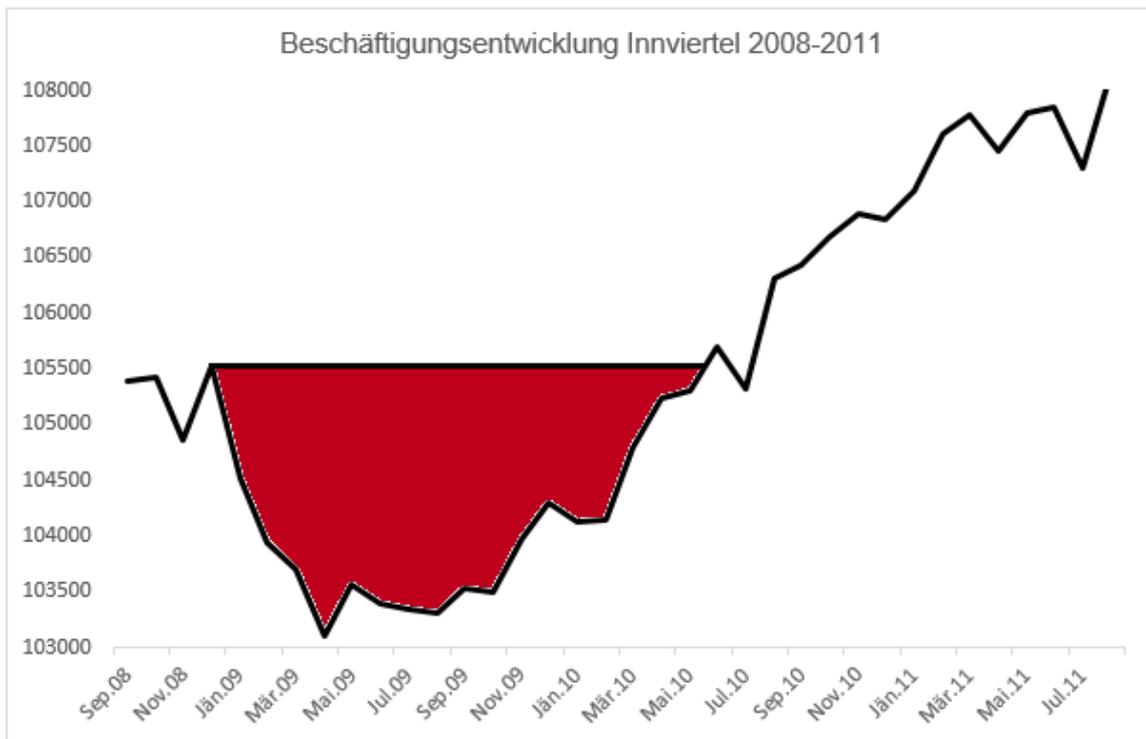


Abbildung 17: Die Fläche als Maßzahl für die Betroffenheit am Beispiel des Innviertels 2008-2011
 - eigene Darstellung - Datengrundlage: AMS - saisonbereinigt

Bleibt zu klären, wie die Fläche als Maßzahl für die Betroffenheit sinnvoll berechnet werden kann. Da keine Funktion zur Verfügung steht, ist integrieren nicht möglich, aber auch nicht notwendig. Die einfache Aufsummierung der Unterschiede der jeweiligen Monatswerte mit dem Vorkrisenniveau ergibt ebenso einen Wert für die Fläche, wenn auch nicht unbedingt den mathematisch korrekten. Man berechnet also zu jedem Monat die Abweichung zu diesem Vorkrisenwert, bis dieser wieder erreicht wurde. Oder mit anderen Worten: die Länge der Linie c-d in Abbildung 16 für jeden Monat. Die Summe aus all diesen Abweichungen ergibt die Maßzahl.

Da Regionen aber sehr heterogen sind was etwa die Bevölkerungszahl, Größe und Produktivität betrifft, kann die so erstellte Maßzahl nicht für einen Vergleich herangezogen werden. Diese Problematik wird behoben, indem man den Punkt vor dem Einbrechen des Indikators im Zuge der Wirtschaftskrise, also Punkt a in Abbildung 16, auf den Wert 100 indexiert. Folglich gilt dasselbe für den Punkt b, also jenem Punkt an dem das Vorkrisenniveau wieder erreicht wurde. Nun werden auch alle anderen Werte entlang des Graphen, von a über c bis b entsprechend angepasst. Nimmt man etwa den Tiefpunkt im April 2009 in der Beispielregion Innviertel her (Punkt c), damals waren im Innviertel (saisonbereinigt) 103.095 Personen beschäftigt. Kurz vor der Krise, im Dezember 2008, also jenem Wert der auf 100 indexiert wird, waren es noch 105.519 Personen. Mittels einfacher Division kann nun ermittelt werden, dass der Wert im April 2009 auf 97,7 zu setzen ist. Die Strecke c-d ist also 2,3 Einheiten lang. Führt man selbiges Prozedere für alle Werte entlang des Graphen durch und summiert diese schließlich hoch, ergibt sich für das Innviertel eine Fläche von 24,74. Auf welchem Rang diese Region damit liegt, wird im Kapitel 5 gezeigt. Durch diese Herangehensweise kann einerseits die Vergleichbarkeit zwischen Regionen und übergeordneten Raumeinheiten garantiert werden und andererseits wird so dem Appell regional-wirtschaftlich Resilienz relativ zu untersuchen (FOSTER 2012, S. 36-37; DEISENBERGER 2015, S. 10) Genüge getan.

Eine Problematik dieses Ansatzes liegt neben der Schwierigkeit hinsichtlich der Teilzeitbeschäftigung auch darin, dass sich viele Regionen nach den krisenhaften Erscheinungen weniger dynamisch entwickelt haben, als die Beispielregion Innviertel. So hat beispielsweise die Region Unterkärnten (sowie drei weitere) bis zum Oktober 2016 nicht wieder das Vorkrisenniveau der Beschäftigung erreicht (siehe Abbildung 18).

Ein Graph, wie auf Abbildung 18 zu sehen, führt zu einer riesigen, sowie offenen Fläche und damit automatisch zu einer sehr hohen Platzierung in der Rangfolge der Betroffenheit und möglicherweise zu einer Verzerrung der Ergebnisse. Natürlich kann der Wert trotzdem gemäß dieser Vorgehensweise berechnet werden, er ist aber nicht „abgeschlossen“, je mehr Daten zur Verfügung stehen, desto größer wird die Fläche. Da sich eine solche

Beschäftigungsentwicklung und eine starke Erholung nach dem „bounce-back“ aber ausschließen, ist dieses Problem speziell für diese Arbeit von keiner Relevanz, weil eine solche Region ohnehin zu keinem guten Ergebnis hinsichtlich der definierten Eigenschaften der beiden Ausprägungen kommt (Stabilitätsregion: geringe Betroffenheit, Adaptionsregion: starke Betroffenheit, starke Erholung). Für andere Untersuchungsgebiete, insbesondere bei unterschiedlicher Datenlage könnte eine solche Situation aber problematisch und verzerrend sein.



Abbildung 18: Beschäftigungsentwicklung Unterkärnten 2008-2016
 - eigene Darstellung - Datengrundlage: AMS - saisonbereinigt

4.5.2. Veränderung

Auch die Veränderung wurde als Eigenschaft für beide Ausprägungen definiert. Geringer Wandel wird Stabilitätsregionen zugeschrieben, da für diese Kontinuität in Krisenzeiten als zentral begriffen wird. Trotz wirtschaftlicher Erschütterungen stabil zu bleiben und an gegebenen, bereits vorhandenen und erfolgreichen Strukturen festzuhalten, ist eine Strategie der Krisenbewältigung und Ausprägung von Erfolg im Sinne der Resilienz. Man erinnere sich hier an das „single-equilibrium“, also den einzigen Gleichgewichtszustand, der im Zuge der Engineering-Resilience vorgestellt wurde. Die Idee, dass ein System nach einer Erschütterung kurz aus der Balance gebracht wird, dann aber wieder in ihr ursprüngliches

Gleichgewicht zurückfindet, hat auch das Verständnis von Stabilitätsregionen dieser Arbeit maßgeblich inspiriert. Als Namensgeber ist die Adaption als Eigenschaft zumindest ebenso wichtig für die zweite Ausprägung erfolgreicher Krisenbewältigung. Es sei hier abermals an eine grundlegende Stärke des Konzepts der Resilienz im Kontext regional-wirtschaftlicher Betrachtungsweisen erinnert: „*It [the Idea of resilience, Anm.] directs attention precisely to the impact of shocks and their role in shaping.*“ (MARTIN & SUNLEY 2015, S.11). Schock-Ereignisse werden als wichtige Triebfedern des strukturellen Wandels begriffen. Um also schließlich Faktoren für resiliente Regionen im Sinne des Konzepts zu finden, muss sichergestellt werden, dass ein Untersuchungsgebiet sich während der Krisenzeit entsprechend stark verändert hat.

Was aber ist mit Veränderung im regional-wirtschaftlichen Bereich überhaupt gemeint? Eine Region als solche kann sich nicht von sich aus verändern. Vielmehr sind es die regionalen Akteure, die in ihrer Gesamtheit zum Wandel führen. Diese können lernen, ihr Verhalten ändern und neue Wege einschlagen (DEISENBERGER 2015, S. 16). Praktische Beispiele wären etwa das Umstellen zu neuen Produktionsmethoden, Verbesserung des Produktionszyklus und -designs bzw. der Qualität von Produkten oder die Expansion in neue Märkte (MARTIN & SUNLEY 2015, S.15). Diese Schritte führen zur Veränderung der Wirtschaftsstruktur, die zwar zentral, aber nicht alleine verantwortlich für Adaption ist. Diese kann sich auch durch Anpassungen und Maßnahmen im Rahmen sozialer und institutioneller Strukturen äußern (DEISENBERGER 2015, S. 16). All diese möglichen Handlungen, die von einzelnen unternehmerischen Entscheidungen bis zu regional-politischen Agenden reichen können und im Kontext von Schock-Ereignissen bzw. des darauffolgenden Erholungsprozesses passieren, führen zum Wandel der ökonomischen Struktur bzw. Funktionalität der Region. Dieser Wandel wiederum beeinflusst die Resilienz der Region (MARTIN & SUNLEY 2015, S.14).

Auch hier stellt sich die Frage wie eine solche komplexe und schwer fassbare Kategorie, die die Veränderung darstellt, operationalisiert und vergleichbar gemacht werden kann. Wie soeben festgestellt, manifestiert sich Wandel einer Region einerseits in der ökonomischen Struktur und andererseits im Handeln der Akteure, nicht zuletzt der politischen Entscheidungsträger_innen. Diese beiden Indikatoren für Adaption stehen allerdings in starker Wechselwirkung zueinander. Da Entscheidungen im institutionellen, politischen oder sozialen Rahmen kaum quantifizierbar sind, muss für die Berechnung und anschließende Rangfolge die wirtschaftliche Struktur allein dienen. Das Handeln der Akteure wird im abschließenden, qualitativen Teil der Arbeit dafür umso mehr ins Zentrum gestellt. Um die ökonomischen strukturellen Veränderungen abzubilden wird die Anzahl der Beschäftigten nach Wirtschaftszweigen herangezogen. Diese Herangehensweise ist nicht ideal, da sich

Veränderungen in der Wirtschaftsstruktur nicht immer, vielleicht nur selten, in einem Wandel der Anzahl der Beschäftigten nach Wirtschaftszweigen äußern. Trotzdem handelt es sich um eine Möglichkeit Adaption von Regionen, eine unverzichtbare Eigenschaft für die beiden Ausprägungen, in die Auswahl der Untersuchungsregionen einfließen zu lassen.

Als Datengrundlage für die Berechnungen dienen Beschäftigungsdaten nach NACE-Einteilung (*Nomenclature statistique des activités économiques dans la Communauté européenne*) der zweiten Generation der Europäischen Union. Sie unterscheidet zwischen folgenden Wirtschaftszweigen (Eurostat 2016):

- Industrie (ohne Baugewerbe)
- Baugewerbe/Bau
- Handel; Instandhaltung und Reparatur von Kraftfahrzeugen
- Verkehr und Lagerei
- Gastgewerbe/Beherbergung und Gastronomie
- Information und Kommunikation
- Erbringung von Finanz- und Versicherungsdienstleistungen
- Erbringung von freiberuflichen, wissenschaftlichen und technischen Dienstleistungen, Erbringung von sonstigen wirtschaftlichen Dienstleistungen
- Erziehung und Unterricht; Gesundheits- und Sozialwesen
- Kunst, Unterhaltung und Erholung; Erbringung von sonstigen Dienstleistungen

Anhand Abbildung 19 kann gezeigt werden, wie aus der Aufteilung der Beschäftigten nach diesen zehn Wirtschaftszweigen eine Maßzahl entsteht. Zunächst wird die Aufschlüsselung des Jahres 2008, also dem Vorkrisenniveau in Österreich, der Aufteilung 2014 (aktuellste Daten) gegenübergestellt. Anschließend werden die Differenzen jedes Wirtschaftszweiges ermittelt. Waren 2008 beispielsweise 21,04% der österreichischen Beschäftigten in der Industrie tätig, waren es 2014 21,83%. Es gab in diesem Wirtschaftszweig also eine Verschiebung um 0,79 Prozentpunkte. Auch wenn die relative Beschäftigungszahl in einem Zweig von 2008 auf 2014 abnahm, wird der Wert positiv ausgewiesen. Anschließend werden die Ergebnisse jedes Zweigs aufsummiert und halbiert, um den Beschäftigungswechsel einer Person nicht doppelt einzurechnen. Veränderung wird im Rahmen dieser Arbeit also durch folgende Formel beschrieben:

$$\text{Veränderung} = \text{Summe der Verschiebungen (Prozentpunkte)} / 2$$

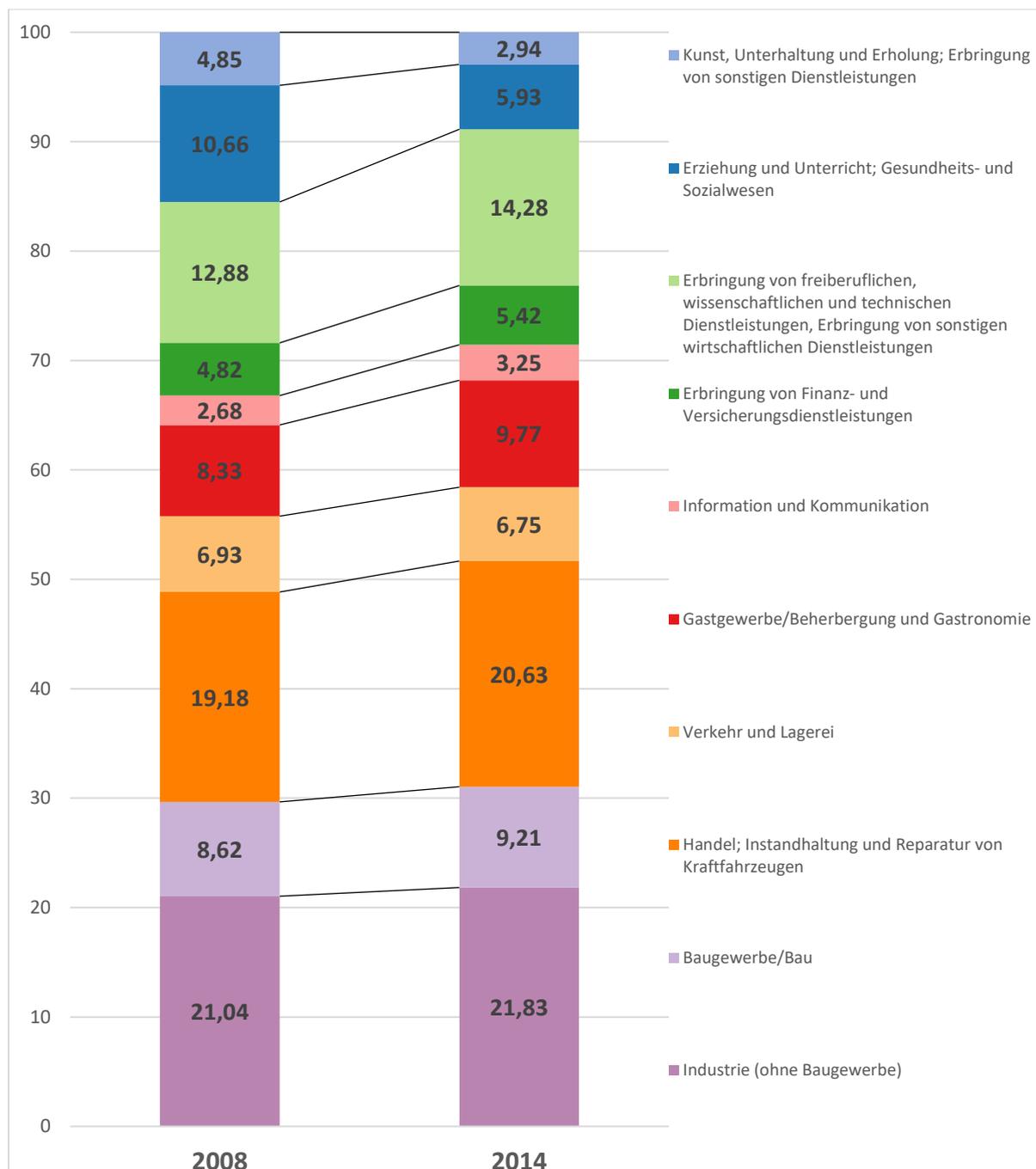


Abbildung 19: Veränderung der Beschäftigungsstruktur Gesamtösterreich 2008 - 2014
- eigene Darstellung - Datengrundlage: Eurostat 2017e

Für Gesamtösterreich ergibt sich so eine Veränderung von 6,83 Prozentpunkten. Dieser Wert kann für alle 35 NUTS-3-Regionen Österreichs ermittelt und schließlich verglichen werden. Dadurch entsteht letztlich die Möglichkeit eine Rangfolge zu bilden.

Eine große Problematik, die mit dieser Methodik einhergeht, ist ironischerweise die ständige Entwicklung des Arbeitsmarktes und der wirtschaftlichen Struktur: *„Aufgrund des Wandels der wirtschaftlichen Strukturen und Organisationsformen sowie der technologischen*

Entwicklung entstehen immer neue Wirtschaftstätigkeiten und Güter, die möglicherweise an die Stelle bestehender Tätigkeiten und Güter treten. Diese Veränderungen bilden somit eine ständige Herausforderung an die Erstellung statistischer Klassifikationen.“ (Eurostat 2008, S. 17). Die Einordnungen nach Wirtschaftszweigen unterliegen, wie der gesamtwirtschaftlichen Struktur generell, also ständigem Wandel, die Vergleichbarkeit über einen längeren Zeitraum ist daher nur beschränkt möglich. So fanden beispielsweise zwischen 2008 und 2014 Veränderungen unter anderem in den Bereichen „Gesundheits- und Sozialwesen“ und „Erbringung von freiberuflichen, wissenschaftlichen und technischen Dienstleistungen“ statt (Ebd., S. 55). Diese Verbesserungen in der Klassifizierung führten wohl auch dazu, dass in diesen beiden Wirtschaftszweigen große Veränderungen über alle Regionen Österreichs hinweg zu finden sind. Der Effekt für die Auswahl der beiden Untersuchungsgebiete wird abgeschwächt, weil die unterschiedliche Einordnung alle Gebiete gleichermaßen betrifft, er wird dadurch allerdings nicht eliminiert.

Eine weitere Schwierigkeit betrifft die Eigenschaft der Veränderung im Allgemeinen. Denn wie sehr ausgeprägter Wandel (wie bei Adaptionregionen vorgesehen) wirklich die Resilienz erhöht, ist letztlich erst im Kontext einer nachfolgenden Krise herauszufinden (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 16). Erst dann wird sichtbar und abschätzbar, ob die im Zuge der letzten bzw. aktuellen Krise gesetzten Maßnahmen zum erwünschten Effekt, nämlich resilienter gegenüber Erschütterungen zu sein, führen. Mit anderen Worten: Führt der Adaptionserfolg während dieser Krise zu Stabilitätserfolg in der nächsten? Aus diesen und weiteren Überlegungen heraus wird neben der Betroffenheit und der Veränderung eine dritte Eigenschaft herangezogen, um die Adaptionregion auszuwählen.

4.5.3. Erholung

Wie bereits im Zuge der Definition der Adaptionregionen festgehalten, ergibt sich alleine durch eine starke Betroffenheit und großen Wandel kein Erfolg. Dieser Gedanke schlägt in die gleiche Kerbe wie die eben aufgeworfene Schwierigkeit, die MARTIN und SUNLEY formulierten, wonach adaptive Leistungen erst den Prüfstand einer neuerlichen Krise absolvieren müssen. Die Kontextualisierung der Krisen ab 2007 hat in diesem Zusammenhang einerseits gezeigt, dass Europa nach der globalen Rezession erneut eine Krise zu spüren bekommen hat und andererseits, dass speziell Österreich seit einigen Jahren mit strukturellen Problemen zu kämpfen hat. Man könnte also argumentieren, dass die Veränderungen, die seit den Jahren 2008/09 passiert sind, bereits seit einigen Jahren den Test einer erneuten, wenn auch leichteren Erschütterung durchlaufen.

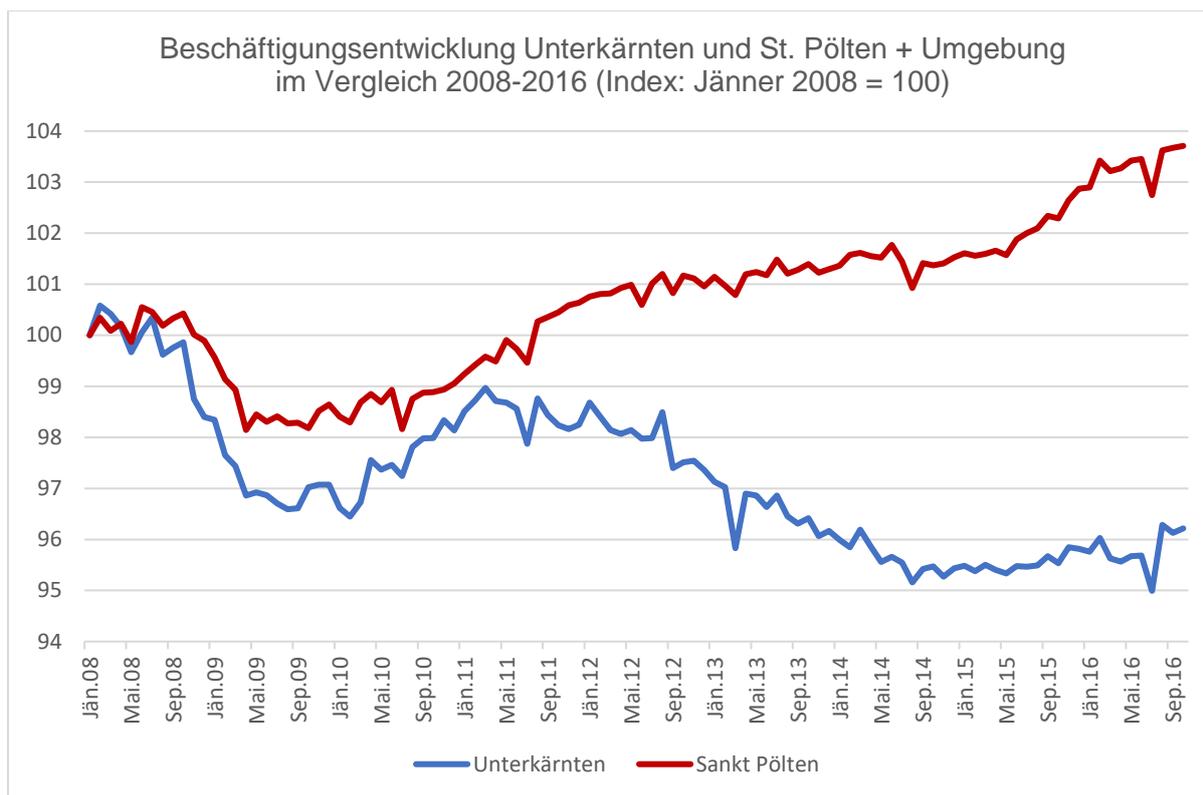


Abbildung 20: Unterschiedliche Entwicklungen seit 2008: Unterkärnten und St. Pölten + Umgebung im Vergleich
 - eigene Darstellung - Datengrundlage: AMS - saisonbereinigt

Zwei Beispielregionen im Vergleich verdeutlichen diese Gedankengänge (Abbildung 20). Sowohl Unterkärnten, als auch St. Pölten + Umgebung waren überdurchschnittlich von der Weltwirtschaftskrise betroffen. Erstere der beiden zwar ungleich stärker, insbesondere nach der Methodik, die im Rahmen dieser Arbeit entwickelt wurde (fehlender „bounce-back“), dennoch liegt auch die niederösterreichische Landeshauptstadt und ihr Umland in der Rangfolge der Betroffenheit im obersten Drittel. Gleichermaßen hat sich die Wirtschaftsstruktur beider Regionen von 2008 bis 2014 überdurchschnittlich verändert. Ohne die dritte Eigenschaft der Erholung wären also beide Regionen interessante Kandidaten, um als Adaptionstyp genauer untersucht zu werden. Tatsächlich aber wäre es aus heutiger Sicht schwer zu argumentieren Unterkärnten als wirtschaftliche Erfolgsregion der letzten Jahre zu sehen. Von 2008 bis Oktober 2016 ist die Anzahl der Beschäftigten dort um beinahe 4% gesunken, während sie in dem Vergleichsgebiet St. Pölten + Umgebung um über 3,5% gestiegen ist. Insgesamt haben sich die beiden Regionen also äußerst ungleich entwickelt. Zu beantworten inwieweit die krisenhaften Erscheinungen Europas oder die strukturellen Probleme Österreichs dabei eine Rolle spielen, bedürfte einer eigenen Erforschung. Entscheidend ist, dass für eine sinnvolle Auswahl der Adaptionregion aufgrund dieser beispielhaften Gegenüberstellung mit der Erholung eine zusätzliche Eigenschaft definiert wurde.

Erneut stellt sich die Frage, wie aus diesen Überlegungen ein vergleichbarer Wert entstehen soll. Sieht man sich die Graphen der Region St. Pölten + Umgebung in Abbildung 20 oder insbesondere jene der Region Innviertel in Abbildung 16 an, so zeigt sich eine dynamische Beschäftigungsentwicklung nach einer ersten Betroffenheit. Je stärker dieses Beschäftigungswachstum, desto erfolgreicher die Unternehmen der Region. Die Betriebe können expandieren und daher mehr Menschen einstellen oder neue Unternehmen siedeln sich an. Eine steigende Beschäftigungszahl kann daher als Indikator für eine gelungene Genesung herangezogen werden. Diese Überlegungen führen zur Idee die mathematische Steigung des Beschäftigungsgraphen der verschiedenen Regionen nach dem „bounce-back“ zu vergleichen. Zu diesem Zweck wird ab dem Zeitpunkt, an dem das Vorkrisenniveau der Beschäftigung wieder erreicht wurde, eine Trendgerade durch diesen und alle folgenden Werte bis zum Oktober 2016 gelegt. Die Steigung dieser Gerade ist schließlich jener Wert, der verwendet wird, um die Erholung zu beschreiben.

Dabei ist es aus mehreren Gründen wichtig, die Steigung erst ab dem Punkt zu messen, an dem das Vorkrisenniveau erneut erreicht wurde. Der „point of return“ (Punkt b in Abbildung 16) ist, Punkt a folgend, auf 100 indexiert. Somit hat jeder Graph den selben Ausgangspunkt und ist damit vergleichbar. Darüber hinaus beschreibt die Betroffenheit bereits die Entwicklung vor dem „bounce-back“. Wie im Kapitel 4.4.1. dargestellt, ist die Dauer bis zum Erreichen des Vorkrisenniveaus (Strecke a-b) ein wichtiger Bestandteil der konzipierten Maßzahl. Würde man die Steigung also vor diesem Punkt ansetzen (etwa dem Punkt der größten Betroffenheit (Punkt c), würden Betroffenheit und Erholung ähnliche Sachverhalte beschreiben. Last but not least: Ziel der Erholung ist es, die Entwicklung zu beschreiben, nachdem die erste Betroffenheit überstanden und im Idealfall politische, unternehmerische und soziale Maßnahmen gesetzt wurden. Es soll sich um eine Maßzahl handeln, die Rückschlüsse auf den Erfolg dieser Maßnahmen erlaubt.

Im November 2011 erreicht die Region St. Pölten + Umgebung mit einem Wert von 100,04 erstmals wieder das Vorkrisenniveau vom Juni 2008. Damit stellt der November 2011 für dieses Gebiet den Anfangspunkt für die Untersuchung der Erholung dar. Durch diesen Punkt und alle weiteren verfügbaren Datenpunkte wurde eine Trendgerade gelegt (Abbildung 21). Die Geradengleichung verrät die Steigung und damit die Maßzahl. Im Falle von St. Pölten + Umgebung beläuft sich diese auf 0,0448. Durch diese Herangehensweise wurde eine vergleichbare Maßzahl geschaffen, die auf die Idee des „post-shock growth path“ von MARTIN und SUNLEY (2015, S. 17) basiert, aber modifiziert wurde.

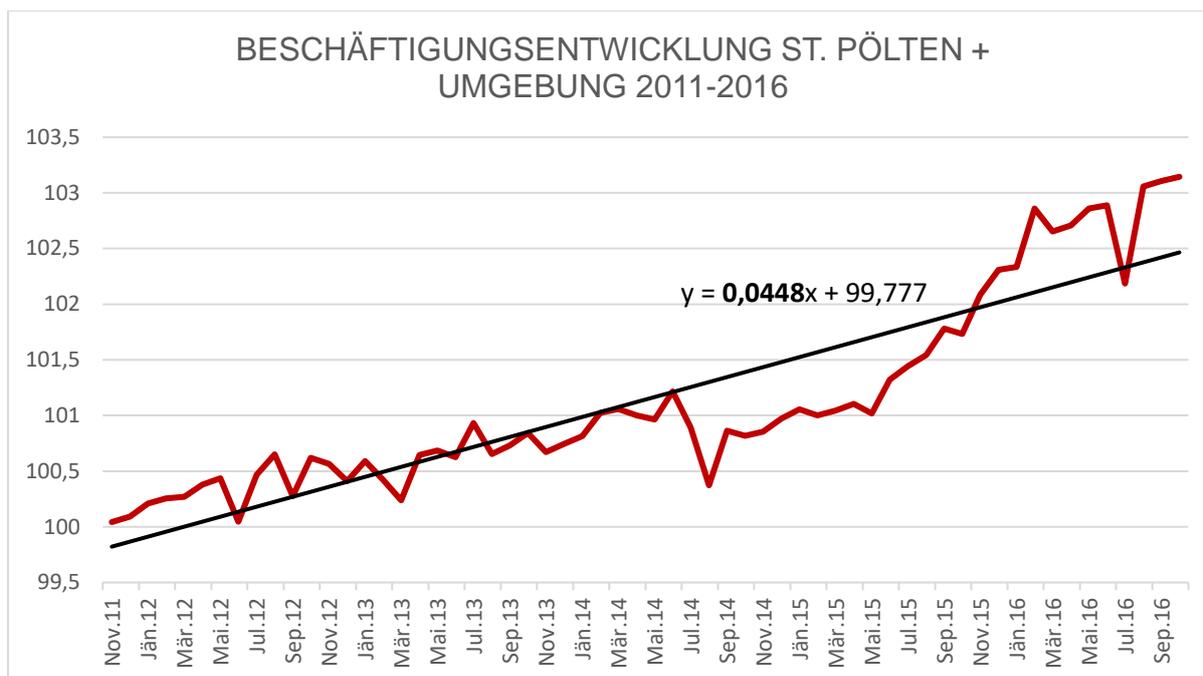


Abbildung 21: Erholung St. Pölten + Umgebung und Trendgerade
 - eigene Darstellung - Datengrundlage: AMS - saisonbereinigt

Was aber, wenn der „point of return“, wie im Beispiel von Unterkärnten ausbleibt? In diesem Fall kann auch kein Anfangspunkt für die Trendlinie definiert werden. Für die vier Regionen, auf die das im Rahmen dieser Arbeit zutrifft, wurde die Trendgerade ab dem Punkt des Vorkrisenniveaus gelegt, also dem höchsten Wert vor der Krise (Punkt a in Abbildung 16). Damit wird auch klar, dass die Steigung auch negativ sein kann. Dies betrifft auch manche Regionen, die zwar einen „bounce-back“ erlebt haben, danach aber eine vergleichsweise schwache Entwicklung aufweisen. Da aber ohnehin alle Gebiete mit einer „negativen Erholung“ in der Rangfolge dieser Eigenschaft die hintersten Plätze einnehmen, kommen sie für die Auswahl der Adaptionregion nicht in Frage.

Problematisch ist weiters, wenn das Vorkrisenniveau erst sehr spät wieder erreicht wird und in Folge dessen die Datenmenge, die zur Ermittlung der Trendgerade herangezogen wird sehr klein ist. Dann können Ausreißer die Steigung stark beeinflussen. Wird ein solcher Fall relevant, muss die Entwicklung vor dem „bounce-back“ analysiert und anschließend auf Basis des Gesamtkontexts beurteilt werden, ob sich eine längerfristige Erholung eingestellt hat.

4.5.4. Rangfolge

Nachdem die entwickelten und soeben dargelegten Maßzahlen für alle 35 NUTS-3-Regionen berechnet wurden, wird für jede Eigenschaft eine Rangfolge erstellt. Anschließend werden je nach Platzierung Punkte verteilt. So bekommt jene Region, die etwa die geringste Betroffenheit aufweist einen Punkt, jene Region mit der höchsten 35 Punkte. Auch dieser Schritt wird für alle drei Eigenschaften durchgeführt. Auf Basis der im Kapitel 4.2. vorgenommenen Definitionen der zwei Ausprägungen von Erfolg im Sinne der Resilienz werden die Punkte zu einer Gesamtanzahl aufsummiert, die schließlich als Auswahlkriterium für die beiden Untersuchungsregionen fungiert. Hinsichtlich des Stabilitätstyps sind jene Regionen von Interesse, die eine geringe Gesamtpunktezahl aus den beiden Eigenschaften Betroffenheit und Veränderung aufweisen. Dem entgegengesetzt wird für die Auswahl der Adaptionregion eines jener Gebiete herangezogen, das einen hohen Gesamtwert aus Betroffenheit, Veränderung und Erholung erzielt (vergleiche Tabelle 1). Die so ermittelten Untersuchungsgebiete werden dann zunächst vorgestellt und abschließend anhand ihrer erfolgreichen Entwicklung Faktoren für Resilienz formuliert.

4.5.5. Expertinneninterviews

Diese Faktoren werden nicht nur durch die Analyse der ökonomischen Strukturen der beiden Gebiete ermittelt, sondern vor allem mit freundlicher Unterstützung von Akteur_innen in den Regionen, die bereit sind im Rahmen dieser Arbeit ihre Erfahrungen und ihr Wissen zu teilen. Es handelt sich bei diesen Personen um Expert_innen, die als Interviewpartner_innen eine besondere Rolle einnehmen, in der sie als Quelle von Spezialwissen für die zu erforschenden Sachverhalte fungieren (GLÄSER & LAUDEL 2009³, S. 12). „*Experteninterviews (sic!) sind eine Methode, dieses Wissen zu erschließen*“ (Ebd.). Die Interviewpartner_innen sind oder waren, meist aufgrund ihrer ehemaligen oder derzeitigen Tätigkeit, Beteiligte an Prozessen, die im speziellen Fall dieser Arbeit mitbestimmend für die Entwicklung der Regionen waren und teils noch sind. Sie sind damit Zeug_innen dieser Prozesse und haben aufgrund ihrer Beteiligung wertvolles Wissen und Erfahrungen angesammelt (Ebd., S. 12-13). Durch die Beteiligung an den Befragungen stellen die Personen dieses Expertenwissen bereit, aus dem schließlich Erfolgsfaktoren abgeleitet werden. Meist sind oder waren die Expert_innen Mitarbeiter einer Organisation, für die sie repräsentativ interviewt wurden (FLICK 2007, S. 214-215).

Bei den Befragungen wird als Herangehensweise das Leitfadeninterview gewählt. Es handelt sich dabei um ein nichtstandardisiertes Interview, bei dem der Fragende eine Reihe vorbereiteter Fragen (Der Leitfaden, siehe Anhang) zur Grundlage des Gesprächs macht (GLÄSER & LAUDEL 2009³, S. 111). Durch das Erstellen dieses Leitfadens im Vorfeld ergibt sich die Möglichkeit weitreichende theoretische Vorüberlegungen zu treffen (Ebd., S. 115). Die Fragen werden dabei nach dem Prinzip der Offenheit formuliert, um dem/der Interviewpartner_in genügend Raum zu geben, sodass der/die Interviewte seinem/ihrem Interesse und Wissen entsprechend antworten kann (Ebd.). Für den Fragenden bringt der Leitfaden neben der Hilfestellung für die Durchführung auch mit sich, dass er die Vollständigkeit des geplanten Interviews garantiert, während allerdings nicht der Verlauf schon im Vorhinein bestimmt wird (LAMNEK 2010⁵, S. 321).

Nachdem die geführten Interviews anschließend mittels Transkription in schriftliche Form gebracht werden, folgt die Auswertung mit der qualitativen Inhaltsanalyse nach GLÄSER und LAUDEL (2009³). Dabei werden die zur Schrift gebrachten Expert_inneninterviews als Material betrachtet, in dem Daten enthalten sind (S. 199). Ausgehend von den Vorüberlegungen und den Forschungsfragen wird ein Suchraster entwickelt, mit dem die relevanten Informationen aus den Texten entnommen werden („*Extraktion*“) (S. 200). Diese Informationen werden dabei Kategorien zugeordnet. Das dafür verwendete Kategoriensystem *„baut auf in den theoretischen Vorüberlegungen konzipierten Untersuchungsvariablen bzw. Einflussfaktoren und den Hypothesen über die sie verbindenden Kausalmechanismen auf“* (S. 201). So wird zum einen sichergestellt, dass die Vorüberlegungen die Extraktion anleiten und zum anderen ergibt sich durch dieses Vorgehen eine Informationsbasis, die zur Verwendung der zuvor formulierten Forschungsfragen herangezogen werden kann (Ebd.). Dabei bleibt das Kategoriensystem offen, es kann während der Extraktion erweitert werden, wenn relevante Informationen auftauchen, die nicht in die bereits existierenden Kategorien passen (Ebd.). Die qualitative Inhaltsanalyse ist durch diese Schritte ein Verfahren, das sich schon früh vom Ursprungstext trennt, die Informationsfülle systematisch reduziert und entsprechend strukturiert (S. 200). Die Extraktion stellt bereits einen entscheidenden Interpretationsschritt dar, denn um festzulegen welche Informationen in einem Text relevant sind, muss man ihn interpretieren. Auch das Erstellen von Kategorien und die folgende Zuordnung beruhen auf Interpretation (S. 201). Damit ist die qualitative Inhaltsanalyse trotz Regeln stets individuell geprägt (Ebd.). Die durch die Extraktion gewonnen Rohdaten werden zusammengefasst, auf Redundanzen und Widersprüche geprüft und sortiert („*Aufarbeitung*“) (S. 202). Auch diese Schritte liegen im Interpretationsspielraum des Forschers/der Forscherin (Ebd.). Mit Hilfe der so erstellten Informationsbasis werden schließlich im Zuge der Auswertung Kausalmechanismen (im

Fälle der Arbeit abgeleitete Faktoren) gesucht (Ebd.), auf Basis derer die letzten Forschungsfragen beantwortet werden sollen.

4.6. Zusammenfassung und kritische Betrachtung

Ziel dieses Kapitels war es, einen Zugang zur wirtschaftlichen Resilienz von Regionen zu finden, der der Gesamtheit des Konzepts entspricht und der die Ideen der in Kapitel 2 vorgestellten Ansätze bestmöglich berücksichtigt. Von zentralem Interesse war dabei, dass auf Basis dieses Zugangs Möglichkeiten zur Operationalisierung von Erfolg von Regionen im Sinne der Resilienz gegeben sind. Es wurden zu diesem Zweck zwei Formen dieses Erfolgs im Rahmen des Konzepts entwickelt (Stabilität bzw. Adaption), die durch bestimmte Ausprägungen der Eigenschaften Betroffenheit, Veränderung bzw. Erholung bestimmt werden. Für diese Eigenschaften wiederum konnten Methoden erstellt werden, die das Operationalisieren erlauben.

Dabei wurde jeweils auf Beschäftigungsdaten zurückgegriffen, die zwar den wichtigen Anforderungen genügen und sich daher hervorragend eignen (vergleiche Kapitel 4.4.), aber auch einige Problematiken mit sich bringen. Neben individuellen Schwächen je nach Eigenschaft (vergleiche Kapitel 4.5.), ergibt sich durch den starken Fokus auf die Beschäftigung die Gefahr einer zu einseitigen Betrachtungsweise. Wie in Kapitel 2.1. gezeigt wurde, kann die Auswahl des Indikators die Bewertung des Erfolgs im Sinne der Resilienz massiv beeinflussen (siehe dazu auch Abbildung 2). Es ist also nicht unwahrscheinlich, dass eine ähnliche Untersuchung mit der Auswahl anderer Daten zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen würde. Nicht weniger problematisch ist, dass die verwendeten Zahlen den starken Anstieg an Teilzeitbeschäftigung und die abnehmende Summe an Arbeitsstunden (vergleiche Kapitel 3.4.) nicht widerspiegeln. Wenn eine Region also stark von diesem Übergang in geringfügigere Beschäftigung betroffen ist (etwa weil Leitunternehmen von Nachfragerückgängen betroffen sind), erscheint sie durch die verwendete Methodik dennoch als erfolgreich. Dass die Bewältigung einer Krise durch Kurzarbeit tatsächlich ein entscheidender Faktor wirtschaftlich-resilienter Regionen sein kann, wie DEISENBERGER (2015, S. 73) am Beispiel süddeutscher Gebiete zeigen konnte, ändert nichts an der Tatsache, dass die Teilzeitbeschäftigung alleine durch die hier verwendeten quantitativen Methoden unzureichend berücksichtigt wird. Hier bedarf es also im Zuge der qualitativen Bearbeitung Ergänzungen.

Trotz dieser Schwierigkeiten ist im Rahmen dieses Kapitels die Umsetzung eines zentralen Forschungsinteresses dieser Arbeit gelungen. Mit der entwickelten Methodik konnte die erste Forschungsfrage („Wodurch zeichnen sich Stabilitäts- bzw. Adaptionleistungen von Regionen aus und wie kann eine Einteilung anhand volkswirtschaftlicher Indikatoren passieren?“) beantwortet werden. Es wurde die Möglichkeit geschaffen Resilienz aus einem bestimmten Blickwinkel und mit einer klaren Vorstellung von Erfolg im Sinne des Konzepts zu messen und in eine Rangfolge zu bringen. So kann im nun folgenden Abschnitt der Arbeit gezeigt werden, wie Österreichs Regionen auf Basis dieser Herangehensweise abgeschnitten haben.

5. Ergebnisse der gesamtösterreichischen Betrachtung

Auf Basis der entwickelten Methodik werden die Berechnungen zu den drei definierten Eigenschaften nun quer über alle 35 NUTS-3-Gebiete Österreichs angewendet. Im Rahmen dieses Kapitels werden die drei Eigenschaften abermals separat dargestellt und die Ergebnisse knapp diskutiert, ehe durch die Kombination gemäß der im Kapitel 4.5.4. vorgestellten Herangehensweise jeweils ein Ranking nach Ausprägung (Stabilität bzw. Adaption) erstellt wird, das schließlich zur Auswahl der beiden Untersuchungsgebiete für die fallstudienartige Analyse herangezogen wird.

5.1. Ergebnisse zur Eigenschaft „Betroffenheit“

Die Betroffenheit ist eine für sowohl für die Stabilitätsausprägung, als auch für die Adaptionausprägung relevante Eigenschaft und soll widerspiegeln, wie stark eine Region von den Krisen ab 2007 (die österreichische Volkswirtschaft zeigt sich dabei im Wesentlichen ab der Jahresmitte 2008 / Frühjahr 2009 getroffen) in Mitleidenschaft gezogen wurde. Da die Werte zur Betroffenheit jeweils auf einem auf 100 indexierten Vorkrisenniveau basieren, können sie als vergleichbare Relativwerte angesehen werden. Für Gesamtösterreich wurde eine Betroffenheit von 35,66 ermittelt. Abbildung 23 zeigt, wie die österreichischen NUTS-3-Gebiete abgeschnitten haben.

Auffallend sind zunächst die obersteirischen Regionen (östliche- bzw. westliche Obersteiermark), sowie Ober- und Unterkärnten mit der höchsten Betroffenheit. Es handelt sich dabei um jene Gebiete, die ihr Vorkrisenniveau der Beschäftigung bis Oktober 2016 (letzte verfügbare Daten) nicht wieder erreicht haben, die dadurch Werte von teils über 350 aufweisen und damit gemäß dieser Methodik zehnmal so stark betroffen sind, als der übergeordnete Vergleichsraum Österreich. Die am stärksten betroffene Region, die das Vorkrisenniveau wieder erreicht hat, ist Außerfern in Tirol mit einem Wert von 175,58 (entspricht etwa einem Faktor von 5 im Vergleich mit Österreich). Die recovery-Dauer, die diese hohe Betroffenheit mit erklärt, betrug dort von April 2008 bis März 2013 59 Monate bzw. beinahe fünf Jahre.

Am anderen Ende des Spektrums befindet sich an der Spitze mit Osttirol interessanterweise ebenfalls ein Gebiet Tirols (Wert: 5,83). Diese Region weist dabei eine schwer erkennbare Betroffenheit auf, die sich am ehesten durch Stagnation der Beschäftigung, kaum aber durch einen Rückgang deutlich macht. Der Tiefstwert liegt nur um etwa 1,1% unter dem Vorkrisenniveau, wobei von Krise in diesem Kontext ohnehin kaum gesprochen werden

kann. Es folgen mit dem Nordburgenland, dem nördlichen Wiener Umland, dem Mühlviertel und dem Tiroler Oberland vier weitere Regionen mit sehr niedriger Betroffenheit.

Zwischen diesen Extrempolen liegt ein breites Mittelfeld, das sich wiederum unterteilen lässt in Gebiete mit eher geringer Betroffenheit auf der einen Seite und Regionen mittlerer Betroffenheit auf der anderen. Erstere streuen von noch niedrigen Werten um die 24 (Tiroler Unterland und das gezeigte Beispiel Innviertel (etwa Abbildung 16)) bis knapp über 40 (Graz: 43,61) und damit leicht über dem gesamtösterreichischen Durchschnitt. Die darauffolgende mittlere Kategorie weist mit Ergebnissen ab etwa 50 (Salzburg und Umgebung oder Wien) bis hin zu knapp über 100 (Niederösterreich-Süd) teils schon deutlich überdurchschnittliche Werte auf.

Es zeigt sich damit, dass es gemäß dieser Maßzahl große räumliche Disparitäten hinsichtlich der Betroffenheit innerhalb Österreichs gibt. Als entscheidender Faktor wird in „Die Presse“ unter anderem die Höhe des Industrieanteils identifiziert (LEODOLTER 2010). Ein Blick in die für die Maßzahl der Veränderung verwendeten Daten bestätigt dies zunächst. Die vier Ausreißer nach oben haben sowohl 2008 als auch 2014 einen überdurchschnittlichen Anteil im Industriesektor und in der Baubranche. In diesen Wirtschaftszweigen sind 2008 in allen vier Regionen zwischen 46 und 54 Prozent der Beschäftigten tätig (Gesamtösterreich: 29,6%). Dass darin alleine allerdings nicht die gesamte Wahrheit liegt, zeigen die am wenigsten betroffenen Territorien. Denn auch in der Spitzenreiterregion Osttirol arbeiten knapp 40 Prozent der Beschäftigten in der Industrie- und Baubranche. Entscheidende Rolle spielt hier auch der Branchenmix und die (Auslands-) Nachfrage nach den erzeugten Waren (PUDSCHEDL & SCHWARZ 2016, S. 21-22). So litten die Steiermark und auch Kärnten an schwachen Entwicklungen in den wichtigsten Branchen (KFZ, Holz, elektronische Geräte) und teils auch an der schwachen Bauwirtschaft (Ebd., S. 10; S. 22). Auch wenn es sich hier um eher oberflächliche Analysen handelt, zeigt sich, dass der zweite Sektor in Sachen Resilienz von tragender Bedeutung ist und daher im Rahmen der Faktoren für Erfolg erneut Thema werden wird.

Ein nicht zu unterschätzender Faktor für die Betroffenheit einer Region gemäß der verwendeten Methodik ist darüber hinaus die Abwanderung. So sind jene Regionen am stärksten von dem Phänomen der Landflucht betroffen, die auch am stärksten in Mitleidenschaft der Krisen gezogen wurden (SALZBURGER NACHRICHTEN 2013). Durch das Abwandern vor allem jüngerer Menschen sinkt die Beschäftigung (damit steigt die Betroffenheit) und in weiterer Folge die wirtschaftliche Leistung einer Region. So besagen Prognosen, dass etwa der Bezirk Murau (Westliche Obersteiermark) bis 2050 jede/n vierte/n Einwohner/in verlieren wird, die „obersteirischen Täler bluten aus“ (KLEINE ZEITUNG 2016). Auch die Bevölkerungsdynamik kann schon jetzt als wichtige Einflussgröße definiert werden.

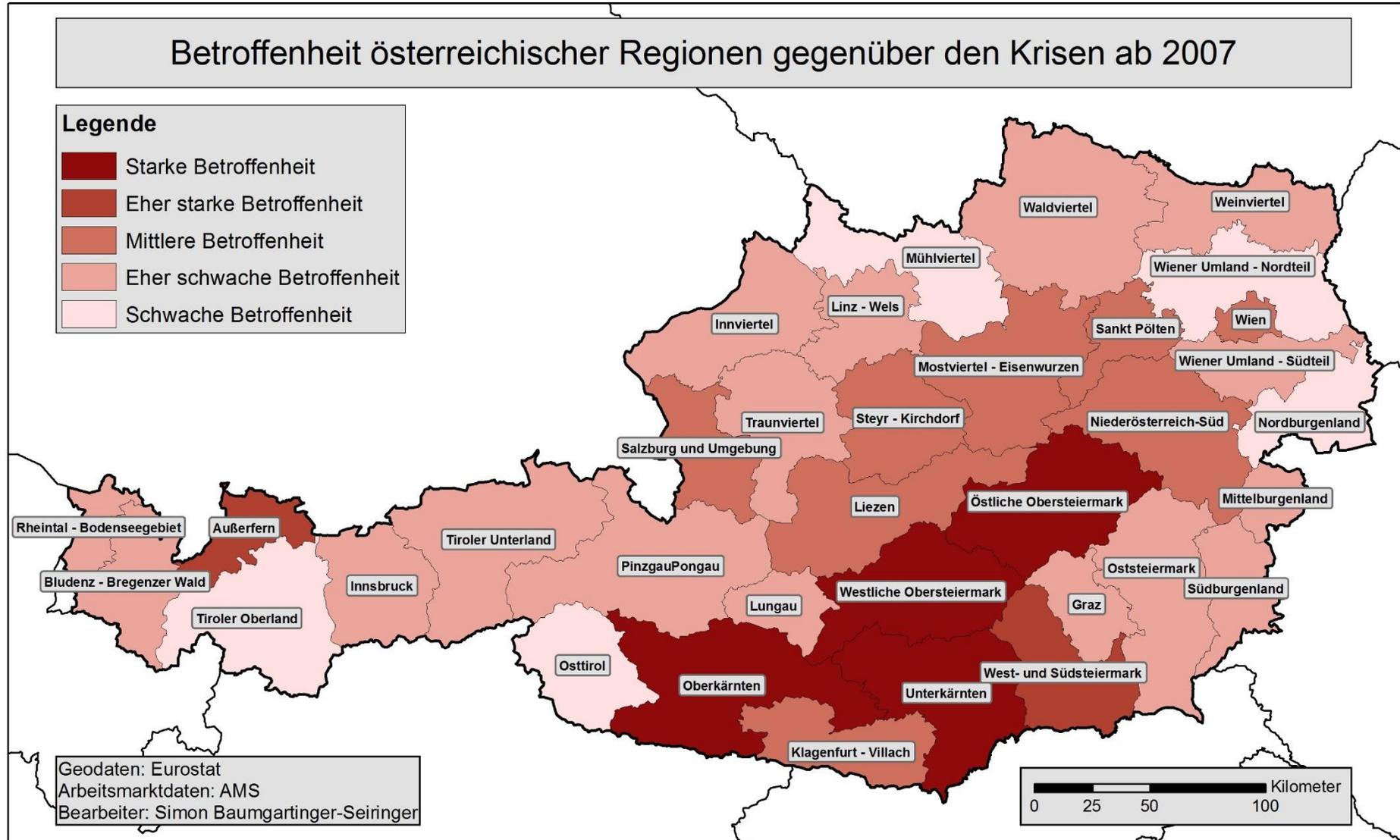


Abbildung 22

5.2. Ergebnisse zur Eigenschaft „Veränderung“

Die Veränderung ist jene Eigenschaft, die herausstreichen soll, wie stark die krisenhaften Erschütterungen die Regionen Österreichs in ökonomischer Hinsicht geformt haben. Regionen können im Wesentlichen in ihrer Struktur gleichgeblieben, also stabil sein. Eine Krise kann aber auch eine wichtige Rolle als Veränderungsmotor spielen und zu tiefgreifender Adaption führen. Zwischen diesen Polen liegen viele Formen der Kombination dieser beiden Extreme. Die Veränderung ist daher ein wichtiges Auswahlkriterium für beide Ausprägungen. Abbildung 24 zeigt die Ergebnisse nach der in Kapitel 4.5.2. dargestellten Herangehensweise. Gesamtösterreich weist dabei einen Wert von 6,83 aufsummierten Prozentpunkten auf.

Wiederum sind zunächst die sehr hohen Werte über zehn Prozentpunkte auffallend. In diesen Bereich fallen die fünf Regionen Sankt Pölten, Innsbruck, Graz, Linz – Wels und das Nordburgenland. Es folgen Regionen mit Werten über 6,5 Prozentpunkten: Klagenfurt – Villach, Wien, Salzburg + Umgebung, Osttirol, Waldviertel und Niederösterreich-Süd. In diesen obersten elf Regionen sind damit sieben Landeshauptstädte mit ihrem Umland (Ausnahme stellt hier Wien dar, das ohne Umland aufgeführt ist) vertreten. Das liegt zum einen daran, dass die Landeshauptstädte als Gesundheits- und Wissenschaftszentren am stärksten durch die Veränderungen der Klassifizierungen in den Bereichen „Gesundheits- und Sozialwesen“ und „Erbringung von freiberuflichen, wissenschaftlichen und technischen Dienstleistungen“ betroffen sind. Die im Kapitel 4.5.2. geschilderten Probleme sind in urbanen Gebieten damit stärker zu gewichten. Zum anderen aber auch daran, dass in den Städten der Strukturwandel tatsächlich am schnellsten voranschreitet.

Interessant sind ohne Zweifel auch die nicht-städtischen Regionen im obersten Drittel der Rangfolge. Dabei sticht insbesondere Osttirol ins Auge, das nicht nur eine starke Veränderung der Beschäftigungsstruktur vorweist, sondern wie zuvor dargestellt auch im Ranking der niedrigen Betroffenheit den Spitzenplatz innehat. Neben starken Verschiebungen weg vom Gesundheits- und Sozialbereich ist in dieser Region die deutliche Zunahme im Industrie- und Bausektor bemerkenswert (um etwa 4,5 Prozentpunkte), denn Osttirol hatte schon vor den Krisen überdurchschnittliche Anteile in diesen Bereichen (Kapitel 5.1.). Es wird abermals klar, dass diese beiden Wirtschaftszweige eine tragende Rolle für die Resilienz von Regionen innehaben. Dabei kann Osttirol allerdings nur schwer als Stellvertreter dieser nicht-städtischen, aber sich stark veränderten Regionen herangezogen werden. Denn obwohl sich im Nordburgenland ein ähnliches Bild zeigt (Zunahme um etwa 3,5 Prozentpunkte), kam es im Waldviertel bzw. in Niederösterreich-Süd

zur Abnahme der Beschäftigten im zweiten Sektor um jeweils etwa zwei Prozentpunkte. Das ist insofern beachtlich, da es sich bei diesen beiden niederösterreichischen Regionen um Gebiete handelt, die deutlich stärker betroffen waren, als Osttirol und das Nordburgenland, die im Spitzenfeld liegen. Das legt die Schlussfolgerung nahe, dass ein florierender zweiter Sektor maßgeblich die Betroffenheit bestimmt, wobei ein bloßer überdurchschnittlicher Anteil keineswegs ein im Sinne der Resilienz erfolgsbegünstigender Faktor ist. Die Auswirkungen auf die Industrie- und Baubranche und damit auf die gesamte territoriale Wirtschaft fallen im Kontext Österreichs regional unterschiedlich aus. Es handelt sich hierbei um Erkenntnisse, die im Rahmen des Konzepts auch an anhand anderer Regionen festgestellt wurden. MARTIN und SUNLEY (2015, S. 25) folgern daraus: *„Given that different types of industry and firm have been found to react differently to recessions, it is likely that [...] compositional factors are associated to some degree with local economic resilience“*. Mit *“compositional factors“* beziehen sich die Autoren auf *„the make-up of the regional or local economy, its mix of industries and firms by age, size, type, ownership and so on“* (Ebd.). Die Zusammensetzung speziell der Industrie- und Bauunternehmen (aber auch anderer) weist schon direkt auf Faktoren für regional-wirtschaftliche Resilienz hin (vergleiche Kapitel 6&7).

Neben den hohen Veränderungsraten im zweiten Sektor ist die starke Veränderung der genannten, eher ländlich-geprägten Regionen unterschiedlich zu erklären. Während im Nordburgenland hauptsächlich die Bereiche Handel und Gastgewerbe wuchsen, stieg in Niederösterreich-Süd der Bereich „Erbringung von freiberuflichen, wissenschaftlichen und technischen Dienstleistungen“ stark an. Im Waldviertel hingegen ist ein enormer Anstieg im Zweig „Verkehr und Lagerei“ zu verzeichnen. Dies weist auf Spezifika der Regionen hin, die in ihrer Gesamtheit den Rahmen dieser Arbeit sprengen würden, auf die in der fallstudienartigen Analyse aber teilweise eingegangen wird.

Auf der anderen Seite der Rangfolge befinden sich Gebiete mit aufsummierten Veränderungsdaten von unter drei Prozentpunkten. Beispiel hierfür sind Mostviertel – Eisenwurzen, das Mittelburgenland oder das Tiroler Unterland. Den stärksten Einfluss auf die jeweilige Maßzahl dürften in diesen Regionen tatsächlich die Klassifizierungsänderungen gehabt haben. Die Verschiebungen belaufen sich dabei meist auf unter 0,5 Prozentpunkte. Man kann hier also durchaus von sehr beständigen Regionen sprechen, die bei einer gleichermaßen niedrigen Betroffenheit interessante Gebiete für die Ausprägung der Stabilitätsregion darstellen würden.

Zwischen den vom Strukturwandel erfassten Städten bzw. den Ausreißern nach oben, wie etwa dem Nordburgenland oder Niederösterreich-Süd, und diesen auffällig beständigen Regionen liegt mit nicht weniger als 18 der 35 NUTS-3-Gebiete zwischen etwa 3,5 bis etwa 6 Prozentpunkten an aufsummierter Verschiebungen das breite Mittelfeld.

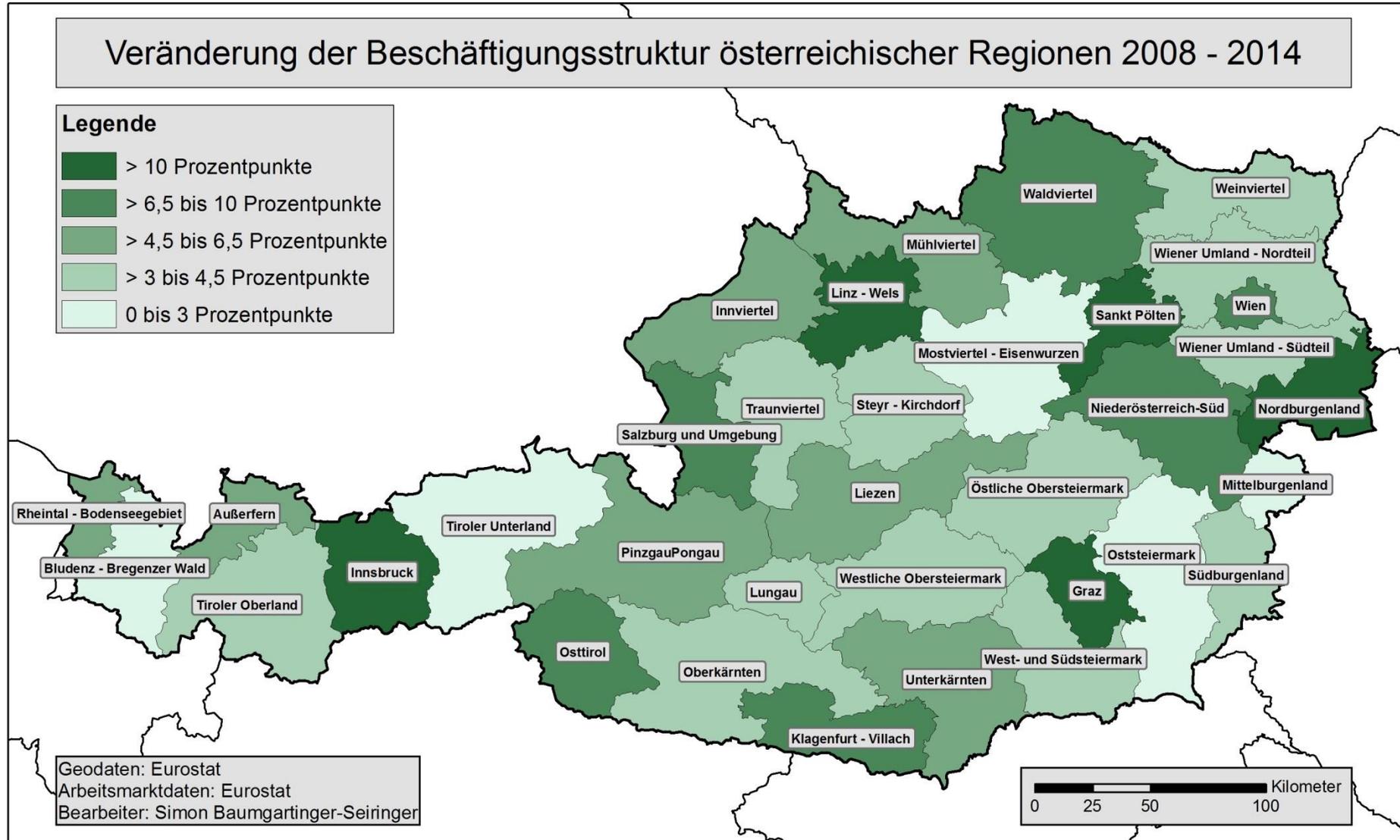


Abbildung 23

5.3. Ergebnisse zur Eigenschaft „Erholung“

Mit der Maßzahl der Erholung wird die Entwicklung des „post-shock growth path“ widergespiegelt, sie ist wichtig um der Adaptionregion die Komponente „Wirtschaftlicher Erfolg“ hinzuzufügen. Als einzige Eigenschaft kann die Erholung sowohl positive, als auch negative Werte annehmen. Letzteres ist der Fall, wenn die Beschäftigungsentwicklung nach einem „bounce-back“ negativ verläuft oder wenn das Vorkrisenniveau gar nicht wieder erreicht wurde (vergleiche Kapitel 4.5.3.).

Es ist daher wenig verwunderlich, dass das Muster der räumlichen Verteilung der Regionen mit den niedrigsten Erholungswerten (Abbildung 25) dem der Verteilung der Gebiete mit der stärksten Betroffenheit ähnlich ist (Abbildung 23). Hier sind zunächst die vier bekannten Regionen zu nennen, die den „point of return“ nicht erreicht haben: die östliche- bzw. westliche Obersteiermark, sowie Ober- bzw. Unterkärnten. Neben diesen „Problemregionen“ weisen auch die Oststeiermark, das Süd- und Mittelburgenland und das Weinviertel negative Werte auf. Das ist insofern erstaunlich, als dass diese Gebiete lediglich moderat betroffen waren und das Vorkrisenniveau wieder erreicht haben. Je nach Gebiet manifestiert sich ein negativer Trend der Beschäftigungsentwicklung zwischen 2011 und 2013. Dafür zeigt sich allerdings nicht (alleine) die Bevölkerungsdynamik verantwortlich, zwar sank die Anzahl der Einwohner_innen in der Oststeiermark und im Südburgenland von 2009 bis 2016, allerdings lediglich um 0,7 bzw. 0,3 Prozent (Eurostat 2017f). Das Weinviertel und das Mittelburgenland wuchsen bevölkerungstechnisch sogar (Ebd.). Dabei übersteigt der Rückgang der Beschäftigten teilweise die 2% Marke vom „bounce-back“ bis zum Oktober 2016. Hier spielen also andere Einflussgrößen, beispielsweise die im Kapitel 3.4. dargelegten strukturellen Probleme Österreichs eine übergeordnete Rolle.

Auf der Seite der stärksten Erholungswerte befinden sich fast ausschließlich westliche Regionen Österreichs, die meist nach geringer Betroffenheit starke Wachstumswerte erzielten. Generell kann von einem starken Gefälle von Nordwest nach Südost gesprochen werden. Von den 17 Gebieten mit klar positiven Erholungswerten liegen sieben in Vorarlberg bzw. in Tirol. Hinzu kommen sechs Regionen in Oberösterreich und Salzburg. Die wenigen Ausnahmen dieser räumlichen Verteilung sind mit Graz und Wien die beiden größten Städte Österreichs, mit dem nördlichen Wiener-Umland eine Verflechtungsregion der Bundeshauptstadt und mit Niederösterreich-Süd ein spannender Ausnahmefall zwischen diesen dynamischen ostösterreichischen Regionen. Den durchwegs starken Westen trennt eine „Achse der Stagnation“, vom Waldviertel im Norden bis Klagenfurt-Villach im Süden, vom eher adynamischen Osten, hier vor allem die Steiermark, Kärnten und das Burgenland.

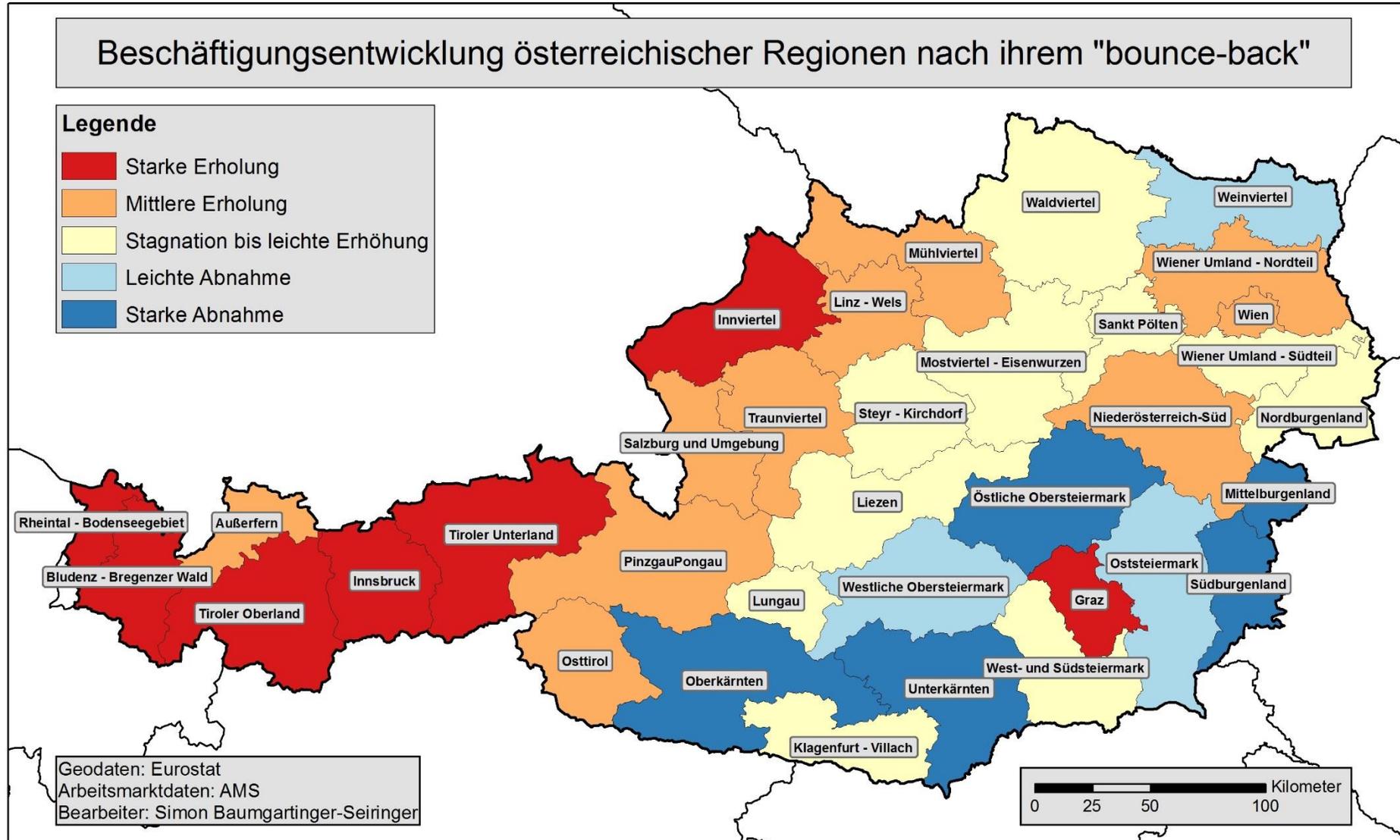


Abbildung 24

5.4. Gesamtergebnisse und Bildung der Rangfolgen

Auf Basis der vorgestellten Ergebnisse werden nun gemäß der in 4.5.4. erklärten Methodik Rangfolgen erstellt, die schließlich für die Auswahl der beiden Untersuchungsregionen herangezogen werden.

5.4.1. Rangfolge zur Stabilität: Niedrige Betroffenheit, geringe Veränderung

	Betroffenheit	Rang- punkte	Veränderung	Rang- punkte	Gesamt
Tiroler Unterland	24.08	6	2.99	5	11
Tiroler Oberland	18.62	4	3.76	9	13
Bludenz - Bregenzer Wald	27.41	10	2.90	4	14
Mittelburgenland	28.57	12	2.76	3	15
Wiener Umland - Nordteil	16.60	3	3.98	12	15
Traunviertel	27.19	8	3.87	10	18
Oststeiermark	39.97	19	2.66	2	21
Südburgenland	37.34	17	3.54	8	25
Innviertel	24.74	7	4.72	18	25
Mostviertel - Eisenwurzen	55.64	25	2.64	1	26
Lungau	41.65	20	3.54	7	27
Mühlviertel	20.13	5	5.97	23	28
Osttirol	5.83	1	7.71	27	28
Wiener Umland - Südteil	32.88	14	4.38	15	29
Weinviertel	32.90	15	4.38	16	31
Rheintal - Bodenseegebiet	27.29	9	5.91	22	31
Nordburgenland	7.30	2	12.98	32	34
Steyr - Kirchdorf	70.48	28	3.45	6	34
Pinzgau - Pongau	34.52	16	4.96	19	35
Waldviertel	31.46	13	7.37	26	39
West- und Südsteiermark	140.51	30	3.97	11	41
Westliche Obersteiermark	306.76*	32	3.98	13	45
Innsbruck	27.85	11	18.26	34	45
Östliche Obersteiermark	453.27*	35	4.33	14	49
Linz - Wels	37.67	18	11.73	31	49
Oberkärnten	309.12*	33	4.45	17	50
Salzburg und Umgebung	52.58	22	8.04	28	50
Liezen	69.57	27	6.03	24	51
Wien	54.14	23	8.51	29	52
Außerfern	175.58	31	5.29	21	52
Niederösterreich-Süd	102.59	29	6.85	25	54
Unterkärnten	358.48*	34	5.00	20	54
Graz	43.61	21	13.27	33	54
Klagenfurt - Villach	59.64	26	8.68	30	56
Sankt Pölten	55.03	24	19.89	35	59

Tabelle 2: Rangfolge zur Stabilität: Niedrige Betroffenheit, geringe Veränderung (* Vorkrisenniveau nicht mehr erreicht)

5.4.2. Rangfolge zur Adaption: Große Betroffenheit, starke Erholung, große Veränderung

	Betroffenheit	Rangpunkte	Erholung	Rangpunkte	Veränderung	Rangpunkte	Gesamt
Mittelburgenland	28.57	12	-0.03	3	2.76	3	18
Südburgenland	37.34	17	-0.05	1	3.54	8	26
Oststeiermark	39.97	19	-0.01	7	2.66	2	28
Wiener Umland - Nordteil	16.60	3	0.07	21	3.98	12	36
Mostviertel - Eisenwurzen	55.64	25	0.03	13	2.64	1	39
Weinviertel	32.90	15	0.00	8	4.38	16	39
Traunviertel	27.19	8	0.07	23	3.87	10	41
Lungau	41.65	20	0.05	16	3.54	7	43
Tiroler Oberland	18.62	4	0.11	32	3.76	9	45
Tiroler Unterland	24.08	6	0.14	35	2.99	5	46
Wiener Umland - Südteil	32.88	14	0.05	18	4.38	15	47
Mühlviertel	20.13	5	0.06	19	5.97	23	47
Bludenz - Bregenzer Wald	27.41	10	0.12	33	2.90	4	47
Nordburgenland	7.30	2	0.04	14	12.98	32	48
Waldviertel	31.46	13	0.00	10	7.37	26	49
Westliche Obersteiermark	306.76*	32	-0.01	6	3.98	13	51
Steyr - Kirchdorf	70.48	28	0.05	17	3.45	6	51
Osttirol	5.83	1	0.07	24	7.71	27	52
West- und Südsteiermark	140.51	30	0.03	12	3.97	11	53
Oberkärnten	309.12*	33	-0.03	4	4.45	17	54
Östliche Obersteiermark	453.27*	35	-0.02	5	4.33	14	54
Innviertel	24.74	7	0.11	30	4.72	18	55
Unterkärnten	358.48*	34	-0.04	2	5.00	20	56
Liezen	69.57	27	0.00	9	6.03	24	60
Pinzgau - Pongau	34.52	16	0.09	28	4.96	19	63
Rheintal - Bodenseegebiet	27.29	9	0.13	34	5.91	22	65
Klagenfurt - Villach	59.64	26	0.01	11	8.68	30	67
Wien	54.14	23	0.06	20	8.51	29	72
Sankt Pölten	55.03	24	0.04	15	19.89	35	74
Linz - Wels	37.67	18	0.08	25	11.73	31	74
Außerfern	175.58	31	0.07	22	5.29	21	74
Innsbruck	27.85	11	0.11	31	18.26	34	76
Salzburg und Umgebung	52.58	22	0.08	27	8.04	28	77
Niederösterreich-Süd	102.59	29	0.08	26	6.85	25	80
Graz	43.61	21	0.10	29	13.27	33	83

Tabelle 3: Rangfolge zur Adaption: Große Betroffenheit, starke Erholung, große Veränderung

(* Vorkrisenniveau nicht mehr erreicht)

5.5. Auswahl der Untersuchungsregionen zur fallstudienartigen Analyse

Auf Basis der erstellten Reihungen können nun zwei Regionen ausgewählt werden, die im abschließenden Teil der vorliegenden Arbeit auf Faktoren für ihren Erfolg im Sinne der Resilienz untersucht werden. Bei der Bildung der Rankings wurden die im Kapitel 4.2. angedachten Überlegungen zur Definition der beiden Ausprägungen von Resilienz-Erfolg herangezogen.

Hinsichtlich des Stabilitätstyps sind jene Regionen mit niedrigen Gesamtpunkten relevant, die sich in diesem Fall aus niedriger Betroffenheit und geringer Veränderung ergeben. Die Top 3 wird hier mit dem Tiroler Unterland, dem Tiroler Oberland und Bludenz-Bregenzer Wald von Regionen der westlichen Bundesländer Tirol und Vorarlberg gebildet. Alle drei Gebiete weisen hinsichtlich beider Eigenschaften Platzierungen in den Top 10 auf, passen dadurch also genau zur Definition der Stabilitätsausprägung. Besonders gut schneidet das Tiroler-Unterland ab, das gemäß der Methodik Rang 6 auf der Betroffenheitsskala und Rang 5 auf der Veränderungsskala einnimmt und mit 11 Gesamtpunkten an erster Stelle liegt. Die Region im Osten von Tirol wird daher als Beispielregion für den Stabilitätserfolg ausgewählt.

Ein Blick in die restliche Rangfolge gibt Aufschluss über die räumliche Verteilung erfolgreicher Regionen gemäß dieser Ausprägung. Auffällig ist, dass hochplatzierte Gebiete quer über Österreich gestreut sind. In den obersten Elf sind nicht weniger als sieben der neun österreichischen Bundesländer vertreten. Ausnahmen sind hier nur das stark überdurchschnittlich betroffene Kärnten und die Bundeshauptstadt Wien, welche als einzelne Region aufgeführt ist und eher aufgrund der Veränderungskomponente im hinteren Feld aufzufinden ist. Das Phänomen der starken strukturellen Veränderung in urbanen Zentren, betrifft wie in Kapitel 5.2. gezeigt beinahe alle größeren Städte Österreichs, was dazu führt, dass sich im untersten Drittel (13 Plätze) sieben Landeshauptstädte (oft mit Umland) befinden. Abgesehen von den urban-geprägten Regionen und dem Problemfall, den Kärnten ohne Zweifel darstellt, kann aber generell von einer starken Streuung gesprochen werden. Ein Beleg für die nicht zu unterschätzende Bedeutung regionaler Besonderheiten für erfolgreiches Wirtschaften im Sinne der Resilienz.

Bezüglich der Adaptionausprägung sind im Gegensatz zum Stabilitätsranking Regionen von Interesse, die eine hohe Punktezahl erreichen, die sich aus großer Betroffenheit, starker Erholung und ausgeprägter Veränderung zusammensetzt. Im Spitzenfeld liegen hier vor allem die städtischen Gebiete Österreichs. Grund dafür ist ein bereits bekannter: Städte erzielen sehr hohe Werte hinsichtlich der strukturellen Veränderung. Darüber hinaus erreichen diese wirtschaftlich dynamischen Räume hohe Platzierungen der Erholungsskala.

Beispiel hierfür ist die steirische Landeshauptstadt Graz, die Platz 29 von 35 hinsichtlich der Erholung und Platz 33 von 35 hinsichtlich der Veränderung einnimmt und damit trotz durchschnittlicher Betroffenheit (21 von 35) an der Spitze dieses Rankings steht. Auch die anderen urbanen Zentren sind weit vorne in der Liste, allesamt mit eher moderaten Betroffenheitsplatzierungen, insbesondere dann, wenn man nicht nur die Platzierung berücksichtigt, sondern auch die konkrete Wertausprägung. Sie sind daher und aufgrund der hohen Komplexität als Beispielregion weniger geeignet. Zwei Ausnahmen sind hier Niederösterreich-Süd und Außerfern in Tirol. Erstere Region liegt auf Platz zwei der Rangfolge und weist mit dem 29. Rang eine deutlich stärkere Betroffenheit als Spitzenreiter Graz auf, liegt hinsichtlich der Erholung und der Veränderung aber dahinter. Außerfern ist jene Region, die mit „bounce-back“ die höchste Betroffenheit aufweist. Hinsichtlich der anderen beiden Eigenschaften liegt sie im oberen Mittelfeld, aber hinter Niederösterreich-Süd. Beide Gebiete kämen aufgrund dieser Konstellationen als Untersuchungsregion für den Adaptionstyp in Frage, im Rahmen dieser Arbeit wird aus folgenden Gründen aber Niederösterreich-Süd herangezogen: zunächst hat die ostösterreichische Region eine höhere Gesamtpunktezahl, sie eignet sich gemäß der Methodik also mehr. Darüber hinaus liegt Niederösterreich im eher weniger dynamischen Osten des Landes und stellt damit eine Ausnahmeerscheinung dar. Dass speziell dieses Gebiet trotz des Umlands eine positive Entwicklung hinlegen konnte, streicht die für die Untersuchung bedeutenden Besonderheiten der Region heraus. Auch der Umstand, dass mit dem Tiroler-Unterland als Stabilitätstyp bereits ein Gebiet aus Tirol und dem Westen untersucht wird, bekräftigt die Entscheidung zu Gunsten des Ostens bzw. Niederösterreich-Süd und gegen Außerfern. Von der Gegenüberstellung Ost / West werden spannende Ergebnisse erwartet.

Ein kurzer Blick in die weitere Reihung soll auch hier kurz Auskunft über die räumliche Verteilung geben. Neben dem Trend der urbanen Gebiete im oberen Drittel, zeigt sich auch hier eine Streuung im Mittelfeld des Rankings. Auffallend ist aber, dass die statischsten (gemeint ist hier das Gegenteil von adaptiv, d.h. im Gegensatz zur Stabilität eine schwache wirtschaftliche Performance, ausgedrückt durch schwache Erholungswerte) Regionen wenig überraschend im Osten des Landes (Burgenland, Steiermark, Niederösterreich) zu finden sind.

Auswahl der Untersuchungsregionen	
Stabilitätstyp	Tiroler-Unterland
Adaption	Niederösterreich-Süd

Tabelle 4: Auswahl der Untersuchungsregionen

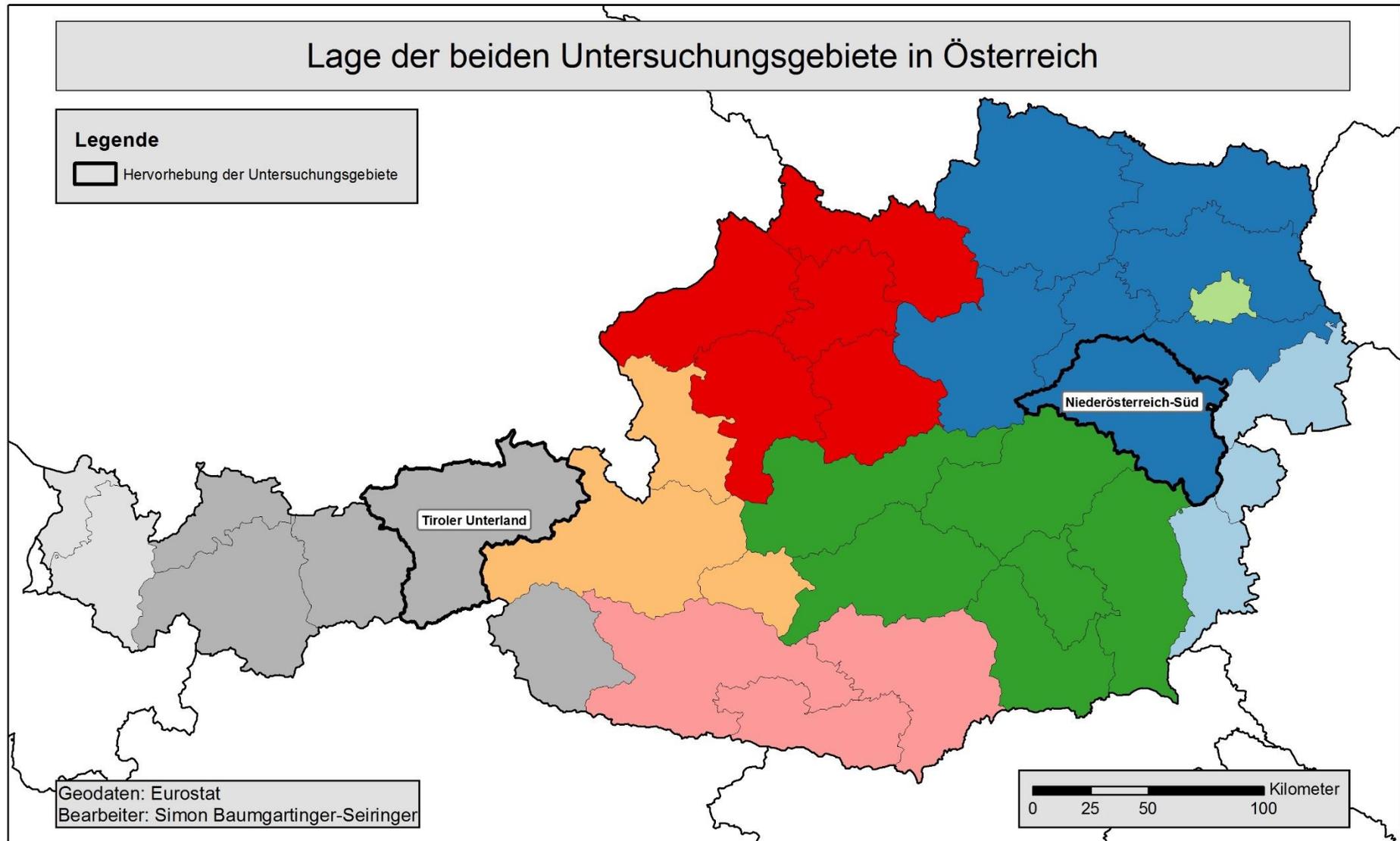


Abbildung 25

5.6. Liste der Interviewpartner_innen

Um spannende Einblicke über diese beiden Regionen zu erhalten, die auch über Zahlen und Publikationen hinausgehen, werden in die Analyse der Untersuchungsgebiete die wertvollen Meinungen, Erfahrungen und das Wissen von Expert_innen hinzugezogen. Die interviewten Personen sind oder waren meist in einer Institution tätig, die sich aktiv mit der regionalen Entwicklung einer der beiden ausgewählten Erfolgsregionen beschäftigt bzw. darauf einwirkt. Durch die Position an der Schnittstelle zwischen Politik und Wirtschaft verfügen die Interviewpartner_innen wie in Kapitel 4.5.5. dargestellt über Spezialwissen, das die vorliegende Arbeit immens aufwertet. Für die freundliche Mitarbeit gilt den folgenden Personen großer Dank.

Tiroler Unterland		
Name	Institution	Position
Mag. Rainer Seyrling	Abteilung Wirtschaft des Landes Tirol	Abteilungsmitglied
Mag. Melanie Steinbacher	Verein Regionalmanagement LEADER Region Kufstein und Umgebung	Geschäftsführerin
Barbara Loferer-Lainer, MSc	Regionalmanagement Kitzbüheler Alpen	Geschäftsführerin

Tabelle 5: Liste der Expert_innen aus dem Tiroler Unterland

Niederösterreich-Süd		
Name	Institution	Position
DI Walter Kirchler	NÖ.Regional.GmbH	Geschäftsführer
DI Martin Rohl	Regionalmanagement LEADER Region NÖ-Süd	LEADER-Manager
Dr. Wolfgang Schwarz	Geschäftsstelle des Landes Niederösterreich für EU-Regionalpolitik	Ehemaliger Leiter
Mag. Helmut Miernicki Mag. Helmut Heinisch Mag. Petra Patzelt	Ecoplus – Wirtschaftsagentur des Landes Niederösterreich	Geschäftsführer Geschäftsfeldleiter Förderung Geschäftsführerin RIZ

Tabelle 6: Liste der Expert_innen aus Niederösterreich-Süd

6. Vorstellung der Untersuchungsgebiete

Es werden im Folgenden die beiden ausgewählten Untersuchungsgebiete hinsichtlich ihrer Wirtschaftsstruktur und ihrem konkretem Abschneiden gemäß der in Kapitel 4.5. dargelegten Methodik vorgestellt. So sollen erste konkrete Faktoren für den Erfolg im Sinne der Resilienz abgeleitet werden.

6.1. Die Stabilitätsregion Tiroler-Unterland

Das Tiroler-Unterland setzt sich aus den politischen Bezirken Kitzbühel, Kufstein und Schwaz zusammen. Es liegt im Nordosten des Bundeslands Tirol und grenzt im Norden an Deutschland, im Osten an die Region Pinzgau-Pongau (Salzburg), im Süden an Italien und im Westen mit Innsbruck an die Region der Landeshauptstadt. Die Stabilitätsregion liegt damit zwischen Bayern, Norditalien und der nahegelegenen Schweiz in einem wirtschaftlich-dynamischen, zentraleuropäischen Raum. Es handelt sich dabei um Lagebeziehungen, die auch die Wirtschaft des Tiroler-Unterlands prägen. 2014 wurden über 50% (53,4%) der Exportwaren Tirols im Wert von 11,2 Milliarden Euro in diese drei Nachbarländer Österreichs (Deutschland, Italien, Schweiz) verkauft (WIRTSCHAFTSKAMMER TIROL 2015, S. 16). Dabei hat das westliche Bundesland enorm vom Beitritt in die Europäische Union profitiert, seit 1995 hat sich das Exportvolumen von damals rund drei Milliarden Euro mehr als verdreifacht (Ebd., S. 15).

Generell kann im Kontext des Tiroler-Unterlands auf eine starke Wirtschaftsleistung verwiesen werden: mit einem Bruttoregionalprodukt je Einwohner von 41.600€ im Jahr 2014 liegt die Region im obersten Drittel aller NUTS-3-Gebiete Österreichs (Gesamtösterreich: 38.700) (STATISTIK AUSTRIA 2016). Dabei entfielen 1,26% auf den ersten, 35,93% auf den zweiten und 62,81% auf den dritten Sektor (Ebd.). Ein wesentlich größerer Teil der Gesamtwertschöpfung des Tiroler-Unterlands als in Gesamtösterreich (28,27%) wurde damit im sekundären Sektor (Gewinnung von Rohstoffen, Herstellung von Waren, Energie und Wasser, Bau) erwirtschaftet. Folglich ist der Anteil der im Bereich der Dienstleistung erbrachten Wirtschaftsleistung deutlich geringer als in der übergeordneten Vergleichseinheit Österreich (70,36%). Das ist verwunderlich, da Tirol sowohl hinsichtlich des Anteils des Tourismus an der Gesamtwertschöpfung, als auch hinsichtlich Nächtigungszahlen auf Rang eins aller österreichischen Bundesländer liegt (WIRTSCHAFTSKAMMER TIROL 2015, S. 27-28). Bevor diese offensichtlich außergewöhnliche Wirtschaftsstruktur genauer analysiert wird, soll die zuvor erwähnte überdurchschnittliche wirtschaftliche Performance und die Auswirkungen

auf die Beschäftigungsstruktur ins Zentrum gestellt werden (Abbildung 27). Dieser ökonomische Erfolg der Region hat beide Maßzahlen, die zur Auswahl dieser Region geführt haben (Betroffenheit und Veränderung), maßgeblich beeinflusst.

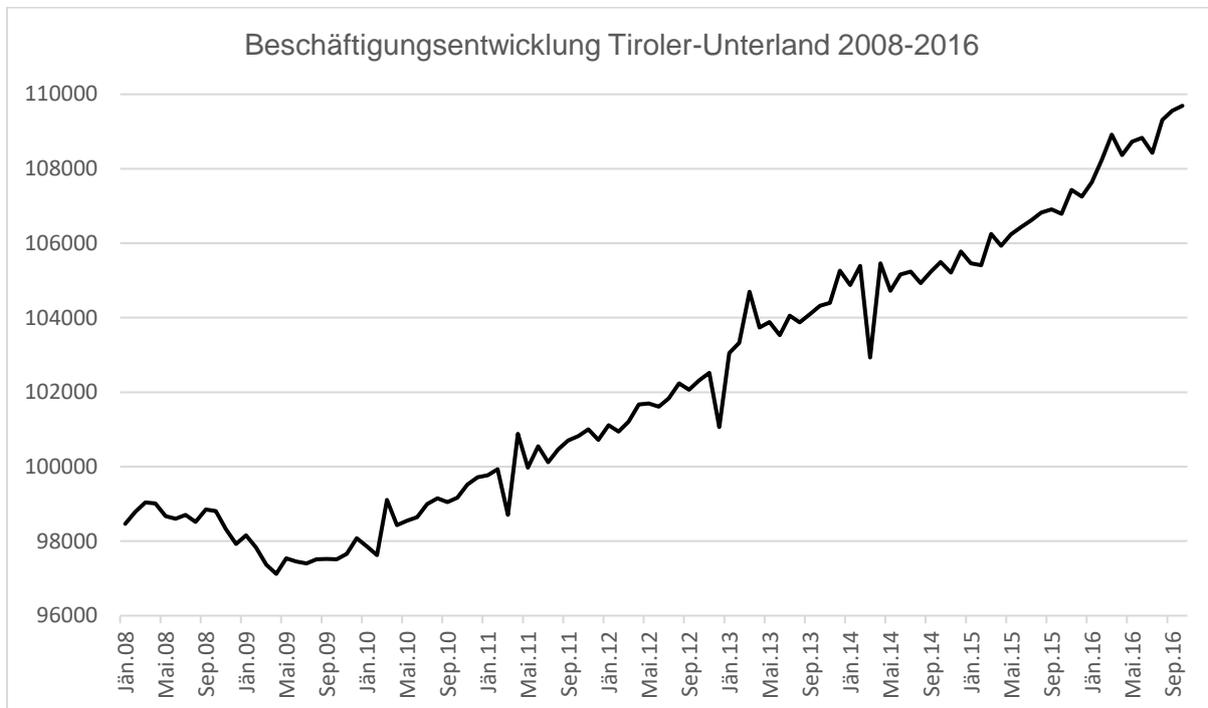


Abbildung 26: Beschäftigungsentwicklung Tiroler-Unterland 2008 - 2016
 - eigene Darstellung - Datengrundlage: AMS - saisonbereinigt

Erwartungsgemäß zeigt sich die sehr geringe Betroffenheit auf die krisenhaften Erschütterungen, die als solche als Auswahlkriterium entscheidend war. Die starke Entwicklung der Wirtschaftsleistung des Tiroler-Unterlands drückt sich also auch durch eine dynamische Beschäftigungsentwicklung aus. Vom Tiefpunkt im April 2009 (97.366) bis Oktober 2016 (109.690) nahm die Anzahl der Beschäftigten um beinahe 13% zu. Auffallend sind damit nicht nur die im Vergleich mit Gesamtösterreich deutlich besseren Wachstumsraten in den Krisenjahren, sondern vor allem in den spezifischen Problemjahren Österreichs ab 2012, die im Kapitel 3.4. geschildert wurden, die sich nicht nur anhand der Beschäftigungszahlen ablesen lassen, sondern auch durch die Entwicklung des Bruttoregionalprodukts bestätigt werden (STATISTIK AUSTRIA 2016). Das legt den Schluss nahe, dass die Österreich betreffenden strukturellen Probleme Tirol und im Speziellen das Tiroler-Unterland weniger stark beeinflussten und in weiterer Folge der diskutierte Reformstau aus unterschiedlichen Gründen weniger Auswirkung zeigte. Diese Gründe sollen mit freundlicher Unterstützung von Akteur_innen der Region offengelegt werden (Kapitel 7).

Um nun einerseits die außergewöhnliche Beschäftigungsstruktur ins Zentrum zu rücken und andererseits abermals die Kontinuität des Tiroler-Unterlands herauszustreichen, wird gezeigt wie sich die äußerst geringe Veränderungsrate von 2,99 Prozentpunkten zusammensetzt.

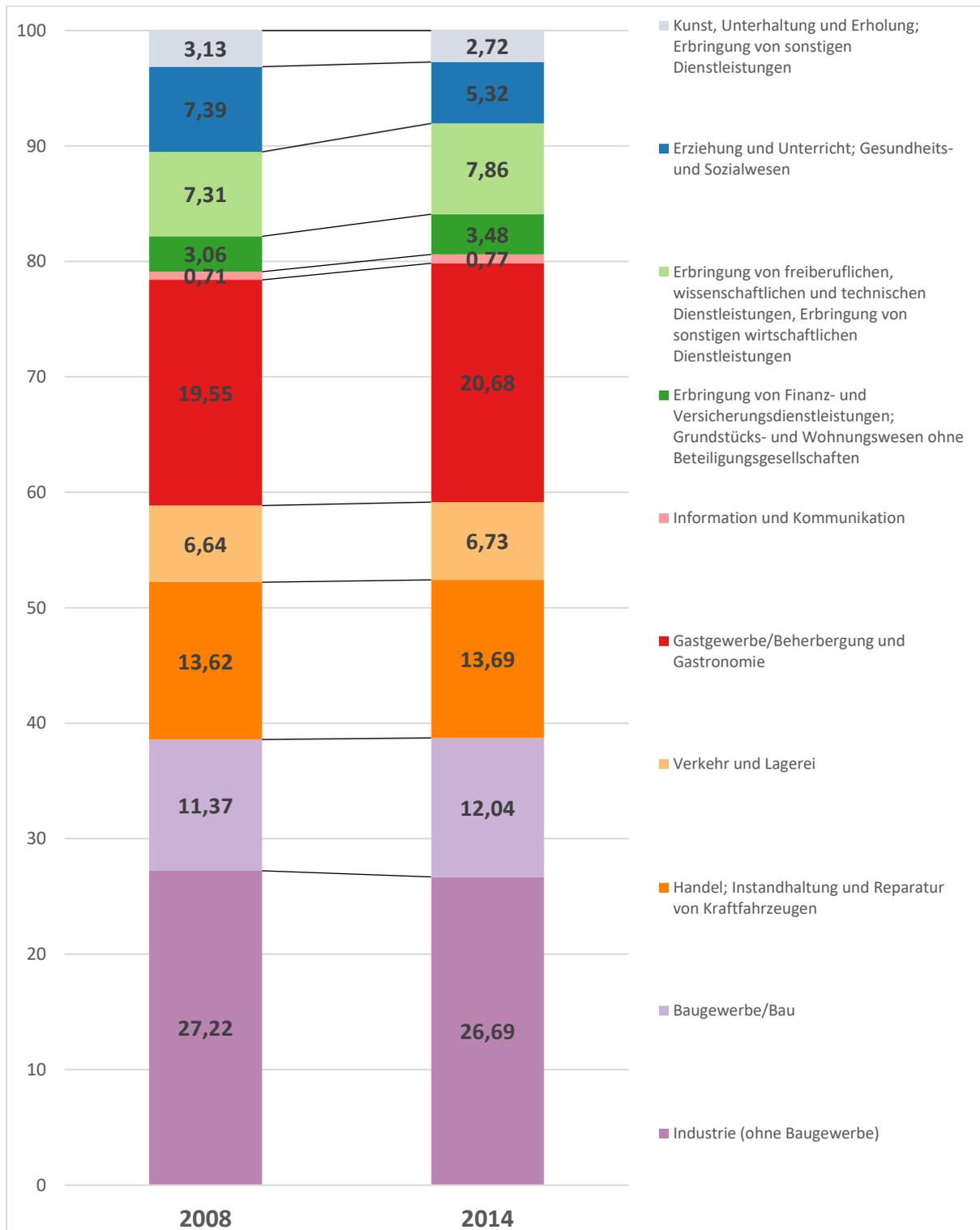


Abbildung 27: Veränderung der Beschäftigungsstruktur Tiroler-Unterland 2008 - 2014

- eigene Darstellung - Datengrundlage: Eurostat 2017e

Insbesondere durch den Vergleich mit Gesamtösterreich (Abbildung 19) wird klar, welchen Stellenwert der sekundäre Sektor für die NUTS-3-Region hat. Waren in Österreich 2014 insgesamt etwa 31% der Beschäftigten im Industrie- und Bausektor tätig, ergibt sich für das Untersuchungsgebiet ein Wert von beinahe 39%. Dieser Wert blieb von 2008 bis 2014 beinahe gleich, die Abnahme im Industriebereich gleicht sich mit der Zunahme im Baugewerbe aus. Auffällig ist erwartungsgemäß auch der deutlich überproportionale Wert des Gastgewerbes im Tiroler-Unterland gegenüber Gesamtösterreich. Der Anteil dort ist 2014 mit 20,68% mehr als doppelt so hoch als im übergeordneten Vergleichsraum (9,77%). Deutlich geringer fallen die Werte relativ gesehen in den Bereichen „Handel; Instandhaltung und Reparatur von KFZ“ und „Erbringung von freiberuflichen, wissenschaftlichen und technischen Dienstleistungen“ aus. Das spiegelt sich auch im Bildungsniveau der Region wider. In allen drei Bezirken des Gebiets (Kitzbühel, Kufstein, Schwaz) lag sowohl der Anteil der 25-64-jährigen Personen mit Abschluss einer Universität, einer Fachhochschule oder einer hochschulverwandten Ausbildung, als auch der Anteil dieser Altersgruppe mit Matura 2013 teils deutlich unter den gesamtösterreichischen Anteilen (AMS 2015a, S. 12; AMS 2015b, S. 12; AMS 2015c, S. 12). Dieser Umstand lässt sich am ehesten durch das überproportionale Vorhandensein weniger wissensintensiver Branchen erklären. Hier sind vor allem der Tourismus, das Handwerk und die Baubranche zu nennen (Ebd.). Auffallend sind aber gleichzeitig hochspezialisierte Unternehmen etwa in den Bereichen Spezialdichtungen, Lack- und Holzverarbeitung und Pharmazie (Ebd.). Zusammenfassend lässt sich im Kontext des Tiroler-Unterlands also ein durchaus vielfältiger, wenn auch spezialisierter Branchenmix feststellen. Diversität wird im Kontext des Resilienz-Konzepts als erfolgsgünstiger Faktor angesehen (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 26-27).

Der Erfolg der Region bestätigt sich auch durch die Wohnbevölkerungsentwicklung. Obwohl das Gebiet trotz guter Verkehrsverhältnisse als durchaus peripher eingestuft werden kann (AMS 2015a, S. 2), verläuft diese positiv. Das Phänomen der Landflucht ist auf den ersten Blick nicht stark ausgeprägt. Seit 1961 wuchs die Wohnbevölkerung des Tiroler-Unterlands bis 2015 um 69% und damit stärker als das gesamte Bundesland Tirol (60%) (TIROLER LANDESREGIERUNG 2017, S. 5). Insbesondere seit den 1990er Jahren wurden deutlich höhere Wachstumsraten verzeichnet (Ebd.). Dabei wies die Region sowohl ein positives Wanderungssaldo, als auch ein positives Geburtensaldo über die Jahrzehnte hinweg auf (Ebd., S. 6).

Es konnten durch diese knappe strukturelle Analyse des Tiroler-Unterlands interessante Ansätze für Faktoren für Erfolg im Sinne der Resilienz gefunden werden: die Lage im Großraum, eine „atypische“ Beschäftigungs- und Wirtschaftsstruktur, eine positive Bevölkerungsdynamik und ein diverser, aber spezialisierter Branchenmix. Auch unerwartete

Sachverhalte, wie das relativ niedrige Bildungsniveau zeigten sich. All diese Dinge werden im abschließenden Teil der vorliegenden Arbeit intensiv diskutiert und mit Hilfe von Expert_innen analysiert.

6.2. Die Adaptionregion Niederösterreich-Süd

Niederösterreich-Süd liegt im Süden Niederösterreichs (Abbildung 26). Es grenzt südlich an die Steiermark, östlich an das Burgenland, sowie nördlich und westlich an andere Regionen Niederösterreichs und ist damit zur Gänze von anderen österreichischen Gebieten umschlossen. Wie im Kapitel 5 deutlich wurde, kann im Falle von Niederösterreich-Süd im Gegensatz zum Tiroler-Unterland kaum von einem generell wirtschaftlich-dynamischen Großraum gesprochen werden. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall: viele umliegende Gebiete gehören hinsichtlich Betroffenheit und Erholung zu den schwächsten Regionen Österreichs, wobei diese eher im Burgenland und der Steiermark zu verorten sind. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang allerdings die Lage direkt auf der Achse Wien-Graz. Die aus den Bezirken Wiener Neustadt, Lilienfeld und Neunkirchen bestehende Untersuchungsregion liegt somit zumindest auf östlicher Seite zwischen zwei der größten Zentren Österreichs. Lagebeziehungen die nicht zuletzt auch die Verkehrsanbindung und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit positiv beeinflussen.

Pro Kopf liegt das Bruttoregionalprodukt mit 28.600 (2014) aber deutlich unter dem österreichweiten Schnitt und sogar im letzten Drittel aller NUTS-3-Gebiete (STATISTIK AUSTRIA 2016), wobei diese Statistik durch die hohe Anzahl an Auspendler_innen, die in allen drei Bezirken der Region nachgewiesen wurde, beeinflusst wird (AMS 2015d, S. 10; AMS 2015e, S. 10; AMS 2015f, S. 10). Ausgehend vom Basisjahr 2000 konnte das Gebiet bis 2014 aber dennoch ein leicht überdurchschnittliches Wachstum erzielen (STATISTIK AUSTRIA 2016). Interessant im Zusammenhang mit dem Bruttoregionalprodukt Niederösterreich-Süds im Vergleich zum österreichweiten Bruttoinlandsprodukt ist auch die stärkere Betroffenheit am Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise 2009 und 2010. Anschließend zeigt sich allerdings ein deutlich stärkeres Wachstum. So stieg die Wirtschaftsleistung pro Kopf im Untersuchungsgebiet von 2009 bis 2014 um 19% (zu laufenden Marktpreisen), in Gesamtösterreich hingegen um lediglich 15% (Ebd.). Es ist dies eine Entwicklung die kaum überrascht, schließlich wurde die Adaptionregion nach genau diesen Merkmalen, nämlich starke Betroffenheit aber gleichermaßen starke Erholung, ausgewählt.

Die Daten zur Wertschöpfung werden daher durch die Beschäftigungsentwicklung bestätigt (Abbildung 29). Auch hier zeigt sich die große Betroffenheit 2009 und 2010. Dass Niederösterreich-Süd hinsichtlich der diesbezüglichen Maßzahl auf Platz 29 von 35 liegt, liegt auch an der sehr langen recovery-Dauer. Das Vorkrisenhoch im Juli 2008 wurde erst im Februar 2016 und damit nach 88 Monaten wieder erreicht. Die kurze Entwicklung von dem Zeitpunkt des „bounce-back“ bis Oktober 2016 zeigt eine ebenso positive Dynamik, wie der Verlauf vom Tiefpunkt im Jänner 2010 bis zum Ende der Datenaufzeichnung. Die absolute Zunahme der Beschäftigung von damals 97.433 auf 100.945 entspricht 3.512 Personen oder relativ ausgedrückt etwa 3,6%. Interessant ist hierbei, dass die Entwicklung von Mitte 2011 bis November 2014 stagnierte. Davor und danach allerdings gab es zwei sehr intensive Wachstumsphasen, wobei jene ab Anfang 2015 aus den vorliegenden Daten nicht abgeschlossen zu sein scheint.



Abbildung 28: Beschäftigungsentwicklung Niederösterreich-Süd 2008 - 2016
 - eigene Darstellung - Datengrundlage: AMS - saisonbereinigt

Die Gründe für diese unstete Entwicklung dürften vielfältig sein. Ohne Zweifel steht sie aber in direkter Verbindung mit dem schwierigen Exportumfeld der Region. Im Gegensatz zum Tiroler-Unterland, das wirtschaftlich stark nach Mitteleuropa orientiert ist, sind für Niederösterreich insbesondere die osteuropäischen Märkte von zentraler Bedeutung (LAND NIEDERÖSTERREICH 2016). Wie in Kapitel 3.4. kurz angeschnitten, war dieser Markt

nachgelagert stark von den krisenhaften Erschütterungen betroffen. Da sich mit Tschechien, Ungarn, Polen, der Slowakei und Slowenien fünf osteuropäische Länder unter den zehn wichtigsten Exportländern Niederösterreichs befinden (Ebd.) und Niederösterreich ohnehin stark exportorientiert ist (es belegt nach Oberösterreich den zweiten Platz hinsichtlich der Exportanteile (BMFW 2014, S. 25.), gerät auch die regionale Wirtschaft stark in Mitleidenschaft. Darüber hinaus spielen für die Stagnationsphase auch die Sanktionen gegenüber Russland eine Rolle, wie Wirtschafts-Landesrätin Bohuslav und Wirtschaftskammer-Präsidentin Zwazl erklären: *„Die Russland-Sanktionen sind schmerzhaft für die niederösterreichische Wirtschaft“* (LAND NIEDERÖSTERREICH 2016). Doch durch die zunehmende Revitalisierung der osteuropäischen Märkte profitiert nun auch Niederösterreich. *„Als Osteuropas Märkte während der Wirtschaftskrise schwächelten, haben die niederösterreichischen Betriebe ihre Zelte nicht abgebaut, sondern sind geblieben. Das Durchhalten hat sich bezahlt gemacht‘, freuen sich Bohuslav und Zwazl. Nach Polen wuchsen die niederösterreichischen Exporte um 9,6 Prozent, in die Slowakei um 8,4 Prozent, nach Tschechien um 4,8 Prozent und nach Rumänien um 3,6 Prozent [von 2014 auf 2015] (Ebd.).“*

Im Rahmen des Konzepts der Resilienz ist eine weitere Ursache für die Stagnation besonders bedeutend. Die Semperit AG, der größte Arbeitgeber der Region Niederösterreich-Süd, verweist auf die Optimierung bestehender Prozessstrukturen. Die Gründe dafür sind zum einen die schwierigen Geschäftsbedingungen im Bereich der Industrie aufgrund der weltweit noch immer angespannten Absatzlage und liegen zum anderen im Bereich der Medizin (trotz des eher konjunkturunabhängigen Charakters dieses Feldes) aufgrund steigender Rohstoff- und Energiekosten (SEMPERIT GROUP 2016, S. 44). Hier wurden also auch auf betriebswirtschaftlicher Ebene Adaptionen vorgenommen, die letztlich zu wirtschaftlichem Erfolg (in diesem Beispiel insbesondere zu erhöhter Produktivität) führen sollen. Es sind Vorgänge wie diese, die eine wichtige Facette des Resilienz-Konzepts treffen. Die bereits mehrfach erwähnte *„role in shaping“*, die krisenhafte Erschütterungen im Kontext dieser Idee innehaben, wird damit betont. Dass die (aus betriebswirtschaftlicher Sicht positiven) Optimierungen aus einer volkswirtschaftlichen Sicht auch negative Seiten in Form von Abbau von Beschäftigten mit sich bringen, zeigt gewissermaßen die Zweiseitigkeit des Konzepts und führt uns zurück zum Vorwurf der Ansatz würde neoliberale Wirtschaftspolitik „konservieren“ (Kapitel 2.4.). Unabhängig von dieser wichtigen Diskussion ist entscheidend, dass Adaptionprozesse, die in einer Folgekrise letztlich zu mehr Resistenz der Region führen, als bedeutende Faktoren für Erfolg im Sinne der adaptiven Resilienz angesehen werden. Als solche dürfen aus dieser Perspektive auch die Optimierungen der Semperit AG verstanden werden, die zwar die

Beschäftigungsentwicklung kurz- und mittelfristig negativ beeinflussen, die Region in letzter Konsequenz aber krisenfester machen können.

Neben diesen Ursachen für die Beschäftigungsstagnation, veränderte betriebswirtschaftliche Prozessstrukturen und schwächerer Nachfrage in wichtigen Absatzländern Osteuropas, sollten aber auch strukturelle Probleme Niederösterreichs-Süd nicht außer Acht gelassen werden. Diese können ebenfalls zur Erklärung der zunächst relativ schwachen Arbeitsmarktentwicklung, in weiterer Folge einer überdurchschnittlich langen „recovery-Dauer“ und damit der sehr hohen Betroffenheit herangezogen werden. Die Arbeitslosenquote in der Untersuchungsregion ist seit Jahren überdurchschnittlich (AMS 2016a), das Bildungsniveau zumindest in den Bezirken Lilienfeld und Neunkirchen unterdurchschnittlich (AMS 2015d, S. 12; AMS 2015e, S.12). Es liegen also Probleme, wie im Kapitel 3.4. für Gesamtösterreich beschrieben, auch in Niederösterreich-Süd vor.

All diese Umstände sollen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich in der Region eine außergewöhnliche wirtschaftliche Entwicklung vollzogen hat. Dies ist insbesondere erstaunlich, weil die Situation in vielen Nachbargebieten eine völlig gegenteilige ist. Der ermittelte Erholungswert nach dem „bounce-back“ liegt auf dem zehntbesten Rang, wobei hier die Spitzenplätze mit Ausnahme von Graz durchwegs in Westösterreich zu finden sind. Niederösterreich-Süd ist in dieser Hinsicht hervorzuheben und daher eine der beiden relevanten Untersuchungsregionen, die im Rahmen dieser Arbeit behandelt werden. Wichtige Faktoren für diesen Erfolg sind nicht zuletzt auch in der Wirtschaftsstruktur zu finden.

Abbildung 30 zeigt die Beschäftigungsstruktur 2008 und 2014. So können auch in Hinblick auf das NUTS-3-Gebiet Niederösterreich-Süd zum einen die Adaptionen, die im Laufe der Krisen getroffen wurden, nachvollzogen und zum anderen die generelle Zusammensetzung der regionalen Wirtschaft abgeschätzt werden. Abermals ist der stark überdurchschnittliche Anteil im zweiten Sektor auffällig. Dieser übersteigt mit beinahe 46% 2008 sogar den Wert der Stabilitätsregion Tiroler-Unterland deutlich. Etwa ein Viertel entfällt dabei auf die Baubranche. Zwar nahm der Anteil des zweiten Sektors bis 2014 um 2,23 Prozentpunkte ab, hier sei auch auf die besprochenen Optimierungen der Produktionsprozesse verwiesen, trotzdem bleiben die Industrie- und Baubranche im Vergleich mit dem österreichischen Mittelwert klar überrepräsentiert (siehe auch Abbildung 19). Auch Niederösterreich-Süd ist damit stark von diesen Sparten geprägt, war jedoch ungleich stärker betroffen als das Tiroler Unterland. Das liegt natürlich an der Exportorientierung hin zu anderen Märkten, aber auch auf die von MARTIN und SUNLEY (2015, S. 25-26) angeführten „*compositional factors*“ sei hier verwiesen, die uns im abschließenden Teil der Arbeit noch beschäftigen werden. Dass also beide Gebiete, die im Sinne des Resilienz-Konzepts als erfolgreich definiert wurden,

überdurchschnittliche Anteile im zweiten Sektor aufweisen, ist durchaus überraschend, denn Regionen, die besonders durch industrielle Erzeugung geprägt sind, gelten als anfälliger als Dienstleistungsregionen (DEISENBERGER 2015, S. 20).

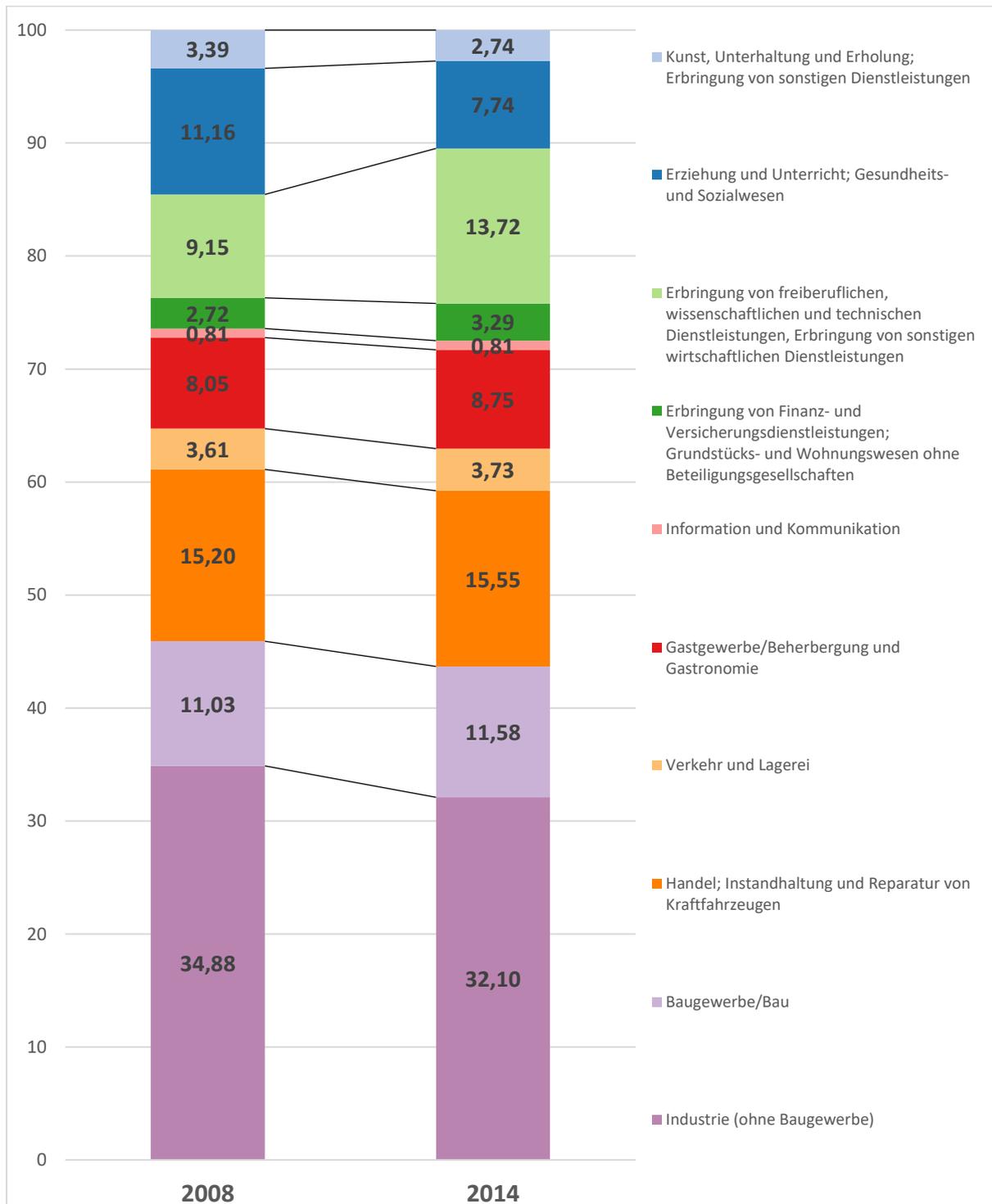


Abbildung 29: Veränderung der Beschäftigungsstruktur Niederösterreich-Süd 2008 - 2014

- eigene Darstellung - Datengrundlage: Eurostat 2017e

Zum anderen kann im Falle von Niederösterreich-Süd durchaus von einer Spezialisierung gesprochen werden, ein Faktor der ebenfalls als eher „resilienzhemmend“ gilt (Ebd. 19-20). Dabei sollte freilich nicht vergessen werden, dass Niederösterreich-Süd stark betroffen war, die von DEISENBERGER zitierten Autor_innen mit ihrer Einschätzung zumindest auf den ersten Blick Recht behalten. Dass das Konzept aber weitergedacht werden muss (Kapitel 2), zeigt auch das Beispiel der niederösterreichischen Beispielregion, das zu einem anderen Blick auf die Resilienz-Faktoren führen soll.

Neben dem stark ausgeprägten zweiten Sektor und der sinkenden Werte in den Bereichen „Erziehung und Unterricht; Gesundheits- und Sozialwesen“ (auch aufgrund Klassifizierungsänderungen) und „Kunst, Unterhaltung und Erholung; Erbringung von sonstigen Dienstleistungen“, ist vor allem das starke Wachstum im Zweig „Erbringung von freiberuflichen, wissenschaftlichen und technischen Dienstleistungen“ von 9,15 auf 13,72 Prozent (~ +50 Prozent) hervorzuheben. Das ist nach Prozentpunkten der zweitstärkste Zuwachs (nach Graz) in diesem Bereich, prozentuell sogar der stärkste (EUROSTAT 2017e). Die Zunahme deutet auf eine dynamische Entwicklung in wissensintensiven Branchen hin.

Die Bevölkerungsdynamik in der Region ist differenziert zu betrachten. Der Bezirk Lilienfeld ist seit den 1970er Jahren durch eine negative Entwicklung gezeichnet, wobei dies hauptsächlich auf die negative Geburtenbilanz zurückzuführen ist (AMS 2015d, S. 3-4). Die Bevölkerungszahl in Neunkirchen stagniert seit den 1980er Jahren. Zwar gab es zwischen 1991 und 2001 einen leichten Anstieg (0,3% aufgrund einer deutlich positiven Wanderungsbilanz), zwischen 2002 und 2015 blieb die Bevölkerungszahl aber auf dem gleichen Niveau (0,0% Veränderung) (AMS 2015e, S. 3-4). Da der Bezirk Wiener Neustadt aber bevölkerungsreicher ist, als Lilienfeld und Neunkirchen gemeinsam, ergibt sich für die gesamte Region eine positive Bevölkerungsdynamik. Wiener Neustadt hat eine stark positive Entwicklung vorzuweisen. Seit 1971 steigt die Wohnbevölkerung durchwegs, besonders stark zwischen 2002 und 2015 mit 8,5% (Niederösterreich 6%, Österreich 6,5%). Grund dafür ist der enorm starke Zuzug in den Bezirk, bei einer leicht negativen Geburtenbilanz (AMS 2015f, S. 3-4). Eine positive Bevölkerungsdynamik kann insbesondere aufgrund der verwendeten Methodik schon jetzt als wichtiger Faktor für den Erfolg im Sinne der Resilienz bezeichnet werden. Entscheidend ist dabei allerdings, dass hinter dieser Dynamik oft Wanderungsbewegungen stehen und hinter diesen wiederum individuelle Motive, geleitet von wirtschaftlichem Erfolg einer Region, Lebensbedingungen und vielen weiteren Punkten. Dem folgend wird klar, dass (plakativ gesprochen) eine Grünzone oder eine Kinderbetreuungseinrichtung letztlich zu mehr Resilienz einer Region führen kann. Auch dieser Gedanke wird im letzten Teil der Arbeit weitergesponnen.

Viele Ansätze, die im Kontext der Stabilitätsregion Tiroler-Unterland formuliert werden konnten, bestätigten sich auch bei dieser knappen strukturellen Analyse der Adaptionregion Niederösterreich-Süd. Wiederum zeigte sich eine eher ungewöhnliche Wirtschaftsstruktur, eine positive Bevölkerungsdynamik und auch das Bildungsniveau ist ebenfalls leicht unterdurchschnittlich (AMS 2015d, S. 11; AMS 2015e, S. 11; AMS 2015f, S. 11). Die Lage im Großraum gestaltet sich bei dieser Untersuchungsregion allerdings unterschiedlich. Die Orientierung Richtung Osten bereitete zweifellos konjunkturelle Schwierigkeiten, der Standort zwischen Wien und Graz ist allerdings ebenso ein positiver Faktor für die Entwicklung der Region, wie adaptive Prozesse in betriebs- und regionalwirtschaftlicher Sicht. Diese Ansätze und Hinweise werden im finalen Abschnitt nun zu tatsächlichen Faktoren für Erfolg im Sinne des Konzepts weitergedacht.

7. Erfolgsfaktoren im Sinne der Resilienz

Das letzte große Kapitel der vorliegenden Arbeit ist nun also den Erfolgsfaktoren im Sinne der Resilienz gewidmet. Die strukturelle Analyse der beiden Untersuchungsregionen ist Basis für die folgenden Ausführungen. Es stand also zunächst die Frage im Zentrum, was die beiden Regionen erfolgreich macht. Welche Strukturen, Gegebenheiten, Zusammenhänge etc. spielen für diesen Erfolg eine maßgebliche Rolle? Entscheidend wird nun aber sein, aus diesen Erkenntnissen konkrete Faktoren auszuarbeiten, die auch in anderen Gebieten zu einer krisenfesteren Wirtschaft führen könnten. Dabei ist allerdings zu beachten, dass hinterfragt werden muss, ob solche einzelnen Faktoren für den Erfolg aus dem komplexen Gesamtkonstrukt, den eine Region darstellt, herauskristallisiert werden können (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 36). Die nachfolgenden Ausführungen sollten in diesem Sinne eher als Handlungsempfehlungen auf Basis der Fallbeispiele und weniger als universell resilienzfördernd angesehen werden.

Bei dieser Ausarbeitung von Faktoren wird sich im Wesentlichen (aber nicht ausschließlich) auf die wertvollen Meinungen von Expert_innen berufen, die im Kapitel 5.6. kurz vorgestellt wurden und die durch ihre derzeitige oder ehemalige Tätigkeit direkten Einfluss auf die regionale Entwicklung der Untersuchungsgebiete nehmen bzw. nahmen. Sie verfügen dadurch über Erfahrungen und Wissen über erfolgsbringende Strukturen und Abläufe in den Regionen. Erst durch die Mitarbeit der Expert_innen eröffnen sich wertvolle Einblicke, die ansonsten kaum zugänglich wären und die eine in die Tiefe gehende Analyse der Erfolgsfaktoren erlauben.

Zunächst werden aber noch die Kategorien samt Unterkategorien vorgestellt, die in Anlehnung an die von DEISENBERGER (2015, S. 20) bzw. MARTIN und SUNLEY (2015, S. 27) formulierten resilienzfördernden Faktoren erstellt wurden und im Zuge der Auswertung der Interviews als dynamisches (das heißt erweiterbares) Suchraster fungierten (Tabelle 7). Diese Kategorien werden dieses Kapitel auf unterschiedliche Weise begleiten.

Da das Resilienz-Konzept mittelfristig Beachtung in politischen Agenden und Handlungen finden soll (MARTIN & SUNLEY 2015, S. 3), werden die folgenden Erfolgsfaktoren nach Grad der möglichen Beeinflussung durch politische Akteure geordnet sein. Damit einher geht gleichermaßen eine zeitliche Dimension bezüglich der Umsetzung. Begonnen wird mit Faktoren, auf die (wenn überhaupt) nur durch langfristige politische Intervention Einfluss genommen werden kann. Am Ende der Auflistung stehen jene, die auch kurz- und mittelfristig forciert werden könnten. Die Reihung steht in keinem Zusammenhang mit der Gewichtung nach Einfluss auf die Resilienz einer Region.

Struktur <ul style="list-style-type: none">• Diversität• Spezialisierung• Rolle des zweiten Wirtschaftssektors• Tourismus als „airbag“• Ausgangslage• Vorhandene Betriebe
Externalitäten <ul style="list-style-type: none">• Wissensbasis• Unternehmenspraktiken• Umwelt-Lebenssituation als Pull-Faktor• Nähe zu Bildungseinrichtungen
Psychologie & Kommunikation <ul style="list-style-type: none">• Sichtweisen• Erwartungen• Offenheit• Beziehungen zw. Institutionen / Zwischenmenschliche• Consulting
Grundlagen & Politik <ul style="list-style-type: none">• Infrastruktur• Unternehmenskultur• Regionalpolitik• Exportbeziehungen• Lage im Großraum• Weltkonjunktur• Übergeordnete Politik

Tabelle 7: Kategorien und Unterkategorien für die Auswertung der Interviews

- eigene Darstellung und erweitert nach Deisenberger (2015, S. 20) bzw. Martin & Sunley (2015, S. 27)

7.1. Grundlegende Erfolgsfaktoren

Bei den nun folgenden drei Erfolgsfaktoren handelt es sich um Gegebenheiten, auf die ein/e lokale/r Politiker/in also kaum bis keinen Einfluss nehmen kann, und wenn nur sehr langfristig. Die Weichen werden hier nicht selten auf nationaler oder gar supranationaler Ebene gestellt oder sind historisch gewachsen.

7.1.1. Lage im Großraum

Die Lage im Großraum spielt, wie schon im Zuge der Vorstellung der beiden Untersuchungsgebiete gezeigt werden konnte, für die wirtschaftliche Resilienz einer Region eine wichtige Rolle. So profitierte das Tiroler-Unterland von der Nähe zu wirtschaftlich starken Nachbarregionen, während Niederösterreich-Süd durch die Ostorientierung stärker betroffen war (Kapitel 6). Auch anhand der Maßzahl der Erholung konnte ein eindeutiges West-Ost-Gefälle gezeigt werden, das ohne Zweifel im Zusammenhang mit diesem Faktor steht.

Im Zusammenhang mit der Adaptionsregion Niederösterreich-Süd wurde von den Expert_innen die Lage nahe der Südachse (ROHL 2017, Z. 116-119) und dabei insbesondere die Nähe zur Bundeshauptstadt genannt (ROHL 2017, Z. 250-252; SCHWARZ 2017, 110-114). Die positiven Effekte für das Gebiet, die dadurch entstehen, sind vielfältig: die positive Bevölkerungsdynamik Wiens führt auch zu Arbeitsplatzgewinnen im niederösterreichischen Umland (HEINISCH 2017, Z. 150-156), umgekehrt nutzen viele Einwohner_innen Niederösterreich-Süds die Erreichbarkeit um in Baden oder sogar Wien zu arbeiten (ROHL 2017, Z. 250-252). Dies hängt auch direkt mit den guten Verkehrsverbindungen, also mit der Infrastruktur zusammen (Ebd.). ROHL (2017, Z. 119-122) problematisiert hier aber, dass *„diese Achsen, also die guten Verbindungen, auch zum Ausfließen einer Region führen können“*. Wie in Kapitel 6.2. gezeigt, sind Lilienfeld und Neunkirchen tatsächlich von Abwanderung betroffen, die Bevölkerungsdynamik der gesamten Region ist aufgrund der dynamischen Entwicklung von Wiener Neustadt aber dennoch positiv. Auch der Flughafen Wien-Schwechat als wichtiger Verkehrsknotenpunkt, der von der Region aus gut erreichbar ist, wurde im Rahmen der Expertinneninterviews hervorgehoben (KIRCHLER 2017, Z. 231-238). SCHWARZ (2017, Z. 402-409) fasst zusammen und betont auch die historische Dimension und die Beziehungen Richtung Osten: *„[...] schwer beeinflussbar ist die Lage im Großraum. Zum Beispiel, dass Wiener Neustadt oder Wien in dem Raum liegen, der das Zentrum der alten Monarchie war. Der Europäische Zentralraum, also das ist dieser*

Kooperationsraum, der von der EU unterstützt wird, als Projekt unterstützt wird. Das berühmte Centrope, also Ostösterreich, Wien, Niederösterreich, Burgenland, Südmähren, Westslowakei mit der Hauptstadt Bratislava, Pressburg... dann Westungarn [...]“.

Ähnliches wurde im Kontext des Tiroler-Unterlands artikuliert. LOFERER-LAINER (2017, Z. 41-44) sieht das Tiroler-Unterland als wichtigen Knotenpunkt zwischen Nord-Süd und Ost-West. STEINBACHER (2017, Z. 58-60) hebt die Lage zwischen den Städten München, Salzburg und Innsbruck hervor.

Damit wird klar, dass die Lage im Großraum Rahmenbedingungen für die wirtschaftliche Resilienz einer Region schafft, die nicht zu unterschätzen sind. Wichtig ist hier vor allem, dass die damit in Zusammenhang stehenden Einflüsse oft außerhalb des Wirkungsbereichs der Akteure stehen.

7.1.2. Infrastruktur

Eng verbunden mit der Lage im Großraum ist auch die infrastrukturelle Ausstattung einer Region. Gute Nachbarschaftsbeziehungen entfalten sich erst durch die schnelle und reibungslose Erreichbarkeit. In diesem Kontext meint Infrastruktur also vor allem die vorhandenen Verkehrsverbindungen. Wenig überraschend bewerten die Expert_innen diesen Faktor als wichtig: „*Wirtschaft folgt Verkehr*“ (HEINISCH 2017, Z. 339). Während in Niederösterreich-Süd die Bedeutung der Südachse hervorgehoben wurde (Kapitel 7.1.1.), betont SEYRLING (2017, Z. 343-346) im Kontext des Tiroler-Unterlands die Inntalfurche mit Autobahn und Bahnstrecke. STEINBACHER (2017, Z. 198-202) hebt hier insbesondere den Warenverkehr auf Schiene hervor.

Es mag möglicherweise überraschen, dass die Infrastruktur als logische Einflussgröße auf die wirtschaftliche Resilienz so früh in dieser Reihung aufscheint und unter der Überschrift „Grundlegende Erfolgsfaktoren“ aufscheint. Dahinter stecken folgende Überlegungen: zunächst werden wichtige, die Infrastruktur einer Region betreffende Entscheidungen meist außerhalb der Region gefällt. So wurde etwa der Entschluss den Semmering-Basistunnel zu verwirklichen im Kontext einer größeren europäischen Idee gefasst (ROHL 2017, Z. 202-208). Die Finanzierung liegt bei der Europäischen Union bzw. dem Bund (APA 2015). Der Einfluss lokaler Akteure auf große Verkehrsprojekte ist also überschaubar.

SCHWARZ (2017, Z. 365-369) bezeichnet die Infrastruktur als Faktor für Resilienz zwar als Basisvoraussetzung, räumt ihr also entscheidende Bedeutung ein. Gleichzeitig gibt er aber zu bedenken, dass in diesem Kontext der Engpassfaktor verloren geht, weil entsprechende

Infrastruktur schon weitgehend flächendeckend vorhanden ist. Auch aus diesem Grund wird die Möglichkeit, über diesen Faktor die wirtschaftliche Resilienz einer Region zu erhöhen, als gering eingeschätzt.

7.1.3. Nachfrageschwankungen am Weltmarkt

Als dritten und letzten Faktor werden Nachfrageschwankungen der Überkategorie „Grundlegende Erfolgsfaktoren“ zugeordnet. Damit ist weniger die vor allem im Kapitel 3.2. beschriebene Rezession der Weltwirtschaft gemeint, die ja gewissermaßen die Ursache der vorliegenden Arbeit darstellt. Vielmehr geht es hier um Nachfrageveränderungen bestimmter Güter, die dann ein oder mehrere Unternehmen einer Region beeinflussen und letztlich die Betroffenheit mitbestimmen. So berichtet ROHL (2017, Z. 82-96) in der Vorkrisenzeit von einem Boom in der erdölnahen Industrie in Niederösterreich-Süd und damit verbundenen steigenden Beschäftigungszahlen. Als der Erdölpreis im Jahr 2008 schließlich einbrach, folgten eine große Entlassungswelle und ein Beschäftigungsrückgang in der Region. Von einem ähnlichen Beispiel spricht auch SCHWARZ (2017, Z. 50-55), der unter anderem die Nachfragesteigerung nach bestimmten, kostbaren Konsumgütern für einen Faktor für die positive Beschäftigungsentwicklung hält.

Als resilienzfördernd könnte nun angesehen werden, wenn sich die Unternehmer_innen einer Region von solchen Nachfrageschwankungen weitgehend emanzipieren. Man darf aber annehmen, dass es beinahe unmöglich ist, sich gänzlich von diesen Veränderungen am Weltmarkt zu befreien. Es erscheint daher notwendig diesen Punkt für sich zu betonen, der wiederum außerhalb des Wirkungsradius der lokalen Akteure liegt.

Im Zuge der Resilienz-Forschung ist dieser Gedanke der größtmöglichen Unabhängigkeit von solchen Schwankungen aber trotzdem sehr prominent, wird aber eher im Kontext der Diversität der Wirtschaftsstruktur diskutiert (etwa MARTIN & SUNLEY 2015, S. 26-27), die im Rahmen des nächsten Abschnitts zum Gegenstand wird.

7.2. Wirtschaftsstruktur

Die Wirtschaftsstruktur einer Region ist zweifelsohne eine wichtige Einflussgröße für die Resilienz. Da sie oft aber historisch gewachsen und nicht zuletzt stark von natürlichen Gegebenheiten eines Raumes (Ressourcen, Landschaft, ...) abhängig ist, ist eine aktive,

tiefgreifende und gezielte Adaption in diesem Bereich nur schwer und langfristig umzusetzen. Zudem veranschaulicht Heinisch (2017, Z. 360-364), dass das Eingreifen in die Wirtschaftsstruktur einer Region unter dem Gesichtspunkt der Krisenfestigkeit im Zuge der Regionalplanung eher illusorisch ist: *“Ich meine, wir überlegen uns schon, welche Unternehmen in einen Wirtschaftspark sich ansiedeln und da rein passen. Aber wenn eine Firma kommt einer anderen Branche mit 100 Arbeitsplätze, dann wird man wahrscheinlich trotzdem sagen, man hat den kurzfristigen Erfolg lieber, als wenn man den dann wegschickt. Das hält man sonst auch politisch nicht durch”*. Aus diesen Gründen liegt auch die Struktur einer regionalen Ökonomie in einem Bereich, auf den nur schwer Einfluss genommen werden kann.

Über die Zusammensetzung des betrieblichen Spektrums der Untersuchungsgebiete wurde bereits im Rahmen der Vorstellung der Gebiete diskutiert (Kapitel 6). Dabei haben sich die Bereiche Tourismus und Industrie hervorgetan, die im Weiteren auch als mögliche Erfolgsfaktoren für Resilienz analysiert werden. Zuvor allerdings wird allgemeiner das Begriffspaar „Diversität und Spezialisierung“ als scheinbarer Gegensatz ins Zentrum gestellt, das stellvertretend für weitere der Resilienz-Forschung inhärente Widersprüche steht: Kontinuität und Wandel, Stabilität und Adaption, aber auch Innovation und Beständigkeit (vergleiche dazu vor allem Kapitel 4.2.).

7.2.1. Die Zweischneidigkeit der Spezialisierung

Eine spezialisierte Wirtschaftsstruktur wird oft als eher resilienzhemmend eingeschätzt (DEISENBERGER 2015, S. 19). Grund dafür ist, dass verschiedene Branchen in Zeiten krisenhafter Erschütterungen unterschiedlich betroffen sind (LUKESCH et al. 2010, S. 46). Ein breiter aufgestelltes ökonomisches Spektrum ist entsprechend krisenfester, da die Bestandteile ungleich in Mitleidenschaft gezogen werden (Ebd.). Spezialisierung ergibt sich nicht zuletzt aus den Gegebenheiten der Region und ist nicht selten historisch gewachsen. Sie kann daher eher den Begriffen Kontinuität, Stabilität und Beständigkeit zugeordnet werden.

Spezialisierung bedeutet aus dieser Langfristigkeit heraus aber auch, dass in den entsprechenden Unternehmen oft wertvolles Know-How akkumuliert werden konnte, das sie auf dem Weltmarkt äußerst wettbewerbsfähig macht. Die Besonderheit dieses Wissens für das Resilienz-Konzept ist die Ortsgebundenheit: *„dieses berühmte ‚tacit-knowledge‘, das nicht kodifizierte und unter vorgehaltener Hand weitergegebene Wissen von Generation zu Generation“* (SCHWARZ 2017, Z. 237-239). Damit kann dieses „tacit-knowledge“ also den

Unternehmen bzw. den Arbeitnehmer_innen und letztlich der Region zugeschrieben werden. Daraus kann eine erhöhte Wettbewerbsfähigkeit resultieren, die wiederum als resilienzfördernd angesehen werden könnte. So ergibt sich also ein differenzierteres Bild der Spezialisierung („Zweischneidigkeit“).

Expert_innen beider Untersuchungsgebiete betonen dieses „tacit-knowledge“ in den ansässigen Unternehmen. SCHWARZ (2017, Z. 216-235) hebt im Kontext Niederösterreich-Süds die sogenannten „Hidden-Champions“ hervor, also hauptsächlich mittelständische Unternehmen, die auf dem internationalen Markt auf einer Spitzenposition liegen, zum Teil sogar Weltmarktführer sind. Gründe dafür sind ständiges Upgrading, Innovation und Spin-Offs (2017, Z. 428-432), die von diesen Betrieben ausgehen. Das Know-How und die damit verbundene Qualität der produzierten Waren führen dazu, dass Konkurrenz (etwa durch niedrige Lohnkosten in Schwellenländern) nicht gefürchtet werden muss.

STEINBACHER (2017, Z. 43-49) schlägt in die gleiche Kerbe, wenn sie von den „zukunftsträchtigen Betrieben“ im Tiroler-Unterland spricht. Besonders hervorgehoben wurde stellvertretend der Chemie- bzw. Pharmaziekonzern Sandoz in Kundl (Ebd.; SEYRLING 2017, Z. 94-103), der durch seinen wirtschaftlichen Erfolg eine Strahlkraft entwickeln konnte, die über die Landesgrenzen hinausgeht („Sog an Arbeitskräften“) (STEINBACHER 2017, Z. 43-49). Für den Leiter der Abteilung Wirtschaft des Landes Tirol stellt dies einen „Riesenfaktor“ dar (SEYRLING 2017, Z. 101-103). Neben diesen hochspezialisierten Betrieben spielt der Tourismus eine zentrale Rolle für den Erfolg vor allem des Tiroler-Unterlands. Da dieser aber eine gewisse Sonderrolle einnimmt, wird er als gesonderter Faktor diskutiert. Zuvor allerdings soll als Gegenstück zur Spezialisierung die Diversität in den Mittelpunkt gerückt werden.

7.2.2. Diversität

Dass, wie im vorherigen Abschnitt dargelegt, eine diverse Wirtschaftsstruktur resilienzfördernd ist, darüber herrscht nicht nur in der Literatur weitgehend Einigkeit (DEISENBERGER 2015, S. 19), sondern auch unter den Expert_innen, die im Zuge dieser Arbeit interviewt wurden. Dabei wurde für beide Regionen einerseits ein vernünftiger Mix an Betrieben genannt, KIRCHLER (2017, Z. 325-329) dazu: *„Je diversifizierter die Region ist, umso leichter kann sie eine Krise überstehen. Je mehr Klein- und Mittelbetriebe vorhanden sind, umso leichter geht es. Wenn in einer Region man von zwei oder drei großen Unternehmen lebt, dann ist das Risiko sehr hoch. Wenn es ein guter Mix ist zwischen Groß – Klein – Mittel, dann ist die Region sicher stärker aufgestellt.“*

Auf der anderen Seite sehen die Akteure aber auch in den spezialisierten Leitbetrieben einen Erfolgsfaktor (Ebd., Z. 174-182). SCHWARZ (2017, Z. 255-262) bezeichnet diese Doppelstrategie „*der offensiven Bestandssicherung und des Aufbaus neuer Strukturen*“ als „*Zwei Schienen*“ und nennt hier stellvertretend Wiener-Neustadt als Paradebeispiel, wo eine Re-Industrialisierung stattfand und stattfindet, allerdings „*unter neuen Aspekten*“.

LUKESCH et al. (2010, S. 46) sehen dieses Vorgehen ebenfalls als resilienzfördernd und bezeichnen es als „*Streben nach Gleichgewicht zwischen Branchen-Spezialisierung und Branchen-Diversifikation, d.h. Aufbau mehrerer Standbeine in verschiedenen Branchen mit unterschiedlichen Wachstumspfaden*“. Dies bezeugen auch die beiden Untersuchungsgebiete, die dabei klarmachen, dass Spezialisierung und Diversität nicht notwendigerweise als Gegensatz begriffen werden müssen. Dabei ging im Zuge der Analyse aber auch deutlich hervor, welche zentrale Rolle die Unternehmen für die Resilienz einer Region einnehmen.

7.2.3. Vorhandene Betriebe

Der Betriebssatz der Untersuchungsgebiete als Faktor wurde von allen Expert_innen genannt und hat nicht zuletzt aufgrund der Marktorientierung, der Unternehmenskultur und -praktiken einen entscheidenden Einfluss auf die Krisenfestigkeit eines Gebiets.

Die Exportbeziehungen der Unternehmen als Folge ihres wirtschaftlichen Erfolgs (SCHWARZ 2017, Z. 369) und der Qualität der angebotenen Produkte (MIERNICKI 2017, Z. 115-118) sind einerseits Indikator für die Wettbewerbsfähigkeit, andererseits für die Wertschöpfung einer Region enorm wichtig, weil die österreichische Binnennachfrage relativ klein ist (Ebd., Z. 341). Das gilt insbesondere für Nischenprodukte, wie ROHL (2017, Z. 99-102) verdeutlicht: „*Wir haben Firmen, die liefern nur nach Indien oder Südamerika, oder wo auch immer. Die verkaufen kein einziges Teil bei uns.*“ So verwundert es auch nicht, dass sich die erfolgreichen, großen Unternehmen des Tiroler-Unterlands ebenfalls nach außen orientieren: „*Wenn man jetzt die Leitbetriebe Sandoz, GE Jenbacher, Egger, wie sie alle heißen hernimmt, also da haben wir einen Exportanteil, nageln Sie mich jetzt nicht fest, aber sicher über 80 Prozent*“ (SEYRLING 2017, Z. 346-349). Natürlich aber stellen solche Exportzahlen auch einen Unsicherheitsfaktor dar, wenn die Nachfrage (etwa wegen einer Wirtschaftskrise) einbricht (Ebd., Z. 66-72). In diesem Zusammenhang verweist SEYRLING (Ebd.) abermals auf die Diversität der Wirtschaftsstruktur. Nichtsdestotrotz sind ausgeprägte Exportbeziehungen aus den genannten Gründen speziell für österreichische Regionen entscheidend.

Einen wichtigen Einfluss auf die Resilienz von Regionen können die vorhandenen Betriebe auch durch ihre Rolle als Impulsgeber haben. Es ist dies ein Sachverhalt, der schon kurz im Kapitel zur Spezialisierung aufgezeigt wurde, als über die Strahlkraft und die Spin-Offs von Leitbetrieben gesprochen wurde (Kapitel 7.2.1.). Zu solchen Impulsgebern zählt das bereits erwähnte private Unternehmen Sandoz in Tiroler-Unterland ebenso, wie das Großforschungs- und Krebstherapiezentrum MedAustron in Niederösterreich-Süd (SCHWARZ 2017, Z. 61-63). Letzteres hat laut KIRCHLER im gesamten Technologiebereich der Region starke Wellen ausgesendet (2017, Z. 72-75). Als weiteres erfolgreiches Impulsprojekt wurde auch die Therme Bad Erlach genannt, mit der *„ein sehr positives Klima, ein optimistisches Klima geschaffen wurde, das natürlich auch dazu führt, dass Klein- und Mittelbetriebe auch bereit sind mehr Risiko in die Hand zu nehmen, mehr zu investieren, weil sie im Sog dieser großen Projekte einfach mitgehen wollen“*. Gleichzeitig kann in diesem Bereich also auch die lokale Politik aktiv werden, wie das auch durch die Technopole in Niederösterreich geschieht (HEINISCH 2017, Z. 40-44). Wie stark die Auswirkungen von Impulszentren aber tatsächlich sind, wäre eine spannende weiterführende Untersuchung.

Auch die Unternehmenskultur sollte in diesem Zusammenhang genannt werden. LOFERER-LAINER (2017, Z. 86-91) sieht im gesunden Wachstum der ansässigen Unternehmen einen großen Vorteil für die Stabilität der Region: *„[...] diese Unternehmen haben über Generationen in einer guten Qualität wachsen können. Da braucht man nur schauen, also Unternehmen die die Zeit nicht bekommen haben für das Wachsen, die schneller haben wachsen müssen, die hat es bei der Krise sehr wohl enorm getroffen, aber die Unternehmen, die sind einfach gesunde Unternehmen, die über Generationen gut gesättigt waren.“* Auch KIRCHLER betont den historischen Aspekt der Unternehmenskultur und spricht von der traditionellen Kapitalintensität des Raums Wiener-Neustadt und Neunkirchen, die die *„Prägung“* der Region und letztlich das Unternehmertum stark beeinflusst (2017, Z. 408-422). Auch GRUBER (2011, S. 16) sieht in der Untersuchung der Erfolgsregion Vorarlberg den Aspekt des Unternehmertums als entscheidend an und verweist dabei auf die regionale Verantwortung. Dieser Einfluss, den man auch als *„Mind-Set“* der Unternehmer_innen bezeichnen könnte, spielt also durchaus eine Rolle für die Resilienz eines Gebiets, ihn in seiner Gewichtung einzuordnen fällt aber schwer.

Nachvollziehbarer sind hingegen die Unternehmenspraktiken, die ohne Zweifel eine der zentralen Wirkungsgrößen auf die Resilienz einer Region sind (DEISENBERGER 2015, S. 61). Damit einher gehen der Unternehmensgeist und die Flexibilität der Unternehmer_innen (ROHL 2017, Z. 345-347). Durch die Reaktionen der Betriebe passieren maßgebliche adaptive Anpassungen in Krisenzeiten, nicht zuletzt deswegen liegt im Kontext des Konzepts hier ein besonderer Aspekt (*„role in shaping“* – siehe auch Kapitel 2.; Kap. 4.5.2. &

Kap. 6.2.). Im Zuge der Untersuchungen der beiden Erfolgsregionen wurden diesbezüglich auch Handlungen zu Gunsten von Produktivitätssteigerungen genannt, die im Kapitel 6.2. bereits kritisch diskutiert wurden: *„Was wir auch gesehen haben, war, dass der eine oder andere Betrieb die Krise einfach als Begründung genommen hat, um den einen oder anderen Abbau, den er sowieso machen hätte wollen, krisenbedingt dann einfach durchgezogen hat.“* (SEYRLING 2017, Z. 205-211, auch ROHL 2017, Z. 344-345).

Unter den Bereich der Unternehmenspraktiken fällt aber auch die vieldiskutierte Umschichtung in Kurz- bzw. Teilzeitarbeit im Zuge der Krise. Die verwendeten Beschäftigungsdaten bilden diese Vorgänge nicht ab, gleichzeitig sind sie in anderen resilienten Regionen aber ein wichtiger Faktor (DEISENBERGER 2015, S. 61). Die Expert_innen sehen darin mehrheitlich ebenfalls einen wichtigen Faktor um die Auswirkungen einer Krise zu dämpfen (etwa MIERNICKI 2017, Z. 216-217 oder ROHL 2017, Z. 324). KIRCHLER (2017, Z. 277-281) gibt allerdings zu bedenken, dass ein solcher Schritt nicht für alle Unternehmen gleich sinnvoll ist (v.a. Lohnnebenkosten), LOFERER-LAINER (2017, Z. 254-256) sieht vor allem kritisch, dass Frauen hier deutlich stärker betroffen sind und die Gefahr der Armutsfalle gegeben ist.

Dass die Teilzeitquote im Tiroler-Unterland (das ja in äußerst geringerem Ausmaß von den krisenhaften Erschütterungen betroffen war und darüber hinaus auch eine unterdurchschnittliche Arbeitslosenquote hat (AMS 2015a, S.3)) 2012 überdurchschnittlich war (STATISTIK AUSTRIA 2012), ist ein Hinweis dafür, dass die Umschichtung in Teilzeitarbeit in der Stabilitätsregion sehr gut funktioniert hat (darauf weist auch STEINBACHER hin (2017, Z. 62-65)). Dem entgegen war die Teilzeitquote in Niederösterreich-Süd 2012 unterdurchschnittlich (Ebd.), die Arbeitslosigkeit aber ebenso überdurchschnittlich (AMS 2015f, S.3), wie die Betroffenheit (Kapitel 5.1.). Es besteht also die Möglichkeit, dass die vorhandenen Betriebe die staatlich unterstützte (ROHL 2017, Z. 317-324) Reduktion der Arbeitszeit dort weniger stark in Anspruch genommen haben (evtl. aus den von KIRCHLER genannten Gründen) und damit die Betroffenheit negativ beeinflussten.

Die vorhandenen Betriebe sind aus den genannten Gründen eine wichtige Einflussgröße auf die Resilienz einer Region. Lokale Akteure können dabei vor allem durch die späteren, „weicheren“ Faktoren auch auf die Standortentscheidungen von Unternehmer_innen und damit auf die lokalen Betriebe einwirken.

7.2.4. Die Sonderrolle des Zweiten Sektors

Bevor zu diesen leichter beeinflussbaren Faktoren vorangeschritten wird, sollen noch die beiden Wirtschaftszweige behandelt werden, die sich im Rahmen der Untersuchungen besonders hervorgetan haben. Zunächst handelt es sich hierbei um die Industrie- und Baubranche. Schon im Zuge der Vorstellung der Untersuchungsgebiete wurde klar, dass beide Erfolgsregionen einen klar überdurchschnittlichen Beschäftigungsanteil im zweiten Wirtschaftssektor haben. Unter den Expert_innen herrscht Einigkeit, dass darin ein Erfolgsfaktor liegt, auch wenn Industrieregionen allgemein oft als anfälliger gegenüber Schockereignissen gelten (DEISENBERGER 2015, S. 20; auch Kapitel 5.1.). Grund dafür ist die hohe Wertschöpfung der Industriebetriebe als Basis der Wirtschaft. MIERNICKI (2017, Z. 186-189) meint etwas überspitzt dazu: *„die schöpfen im wahrsten Sinne des Wortes Werte. Weil einer hat gesagt: Vom gegenseitigen Haareschneiden werden wir nicht reicher. Wenn ich Ihnen 20 Euro zahle, dass sie mir die Haare schneiden und umgekehrt...das funktioniert nicht. Ist wichtig der Dienstleistungssektor ... keine Frage, aber die Basis von allem ist die Industrie.“* SCHWARZ (2017, Z. 173-180) spezifiziert *„dass ein Land, nur auf Dienstleistung aufbauend in der Größe Österreichs etwa, also Liechtenstein, Luxemburg oder Kleinstaaten wie Malta usw. ausblendend, aber Staaten in der Größenordnung von Österreich können derzeit zumindest nicht ohne starke industrielle Basis ein hohes Level der ökonomischen Wertschöpfung, der wirtschaftlichen Wertschöpfung und ein hohes Beschäftigungsniveau erreichen [...], denn mit der Industrie verflochten sind ja sehr viele industrie- bzw. wirtschaftsnahe Dienstleistungen oder produktionsnahe Dienstleistungen“*.

Die Baubranche wird dabei zusätzlich herausgestrichen als Indikator für erfolgreiches Wirtschaften und Investitionen: *„Und die Bauwirtschaft ist die Basis einer jeden Wirtschaft. Das ist ein Kommen und Gehen von Gebäuden. [...] dass sich laufend Dinge erneuern ist sicher ein positives Signal“* (MIERNICKI 2017, Z. 170-179). Ähnlich sieht das ROHL (2017, Z. 212-213): *„Wenn man hier viel investiert, dann braucht man auch das Baugewerbe“*.

So verwundert es auch nicht, dass die Europäische Kommission das „Wiedererstarken der europäischen Industrie“ als Basis der Wirtschaft forciert und als Ziel einen BIP-Anteil von 20% ausruft (EUROPÄISCHE KOMMISSION 2014). Dass Österreich diesen Wert erreicht sieht SCHWARZ (2017, Z. 195-198) als positiven Aspekt der heimischen Wirtschaft, weist aber auch darauf hin, dass die Industrie äußerst exportintensiv ist und sich im Technologiegehalt enorm verbessert hat.

Damit spricht er einen wichtigen Punkt an: Industrie ist nicht gleich Industrie. So verwundert es auch nicht, dass im Rahmen dieser Arbeit kein statistisch relevanter Zusammenhang

zwischen Industriebesatz einer Region und ihrer Betroffenheit hergestellt werden konnte (auch nicht wenn man die vier Ausreißer ohne „bounce-back“ und damit ohne geschlossener Fläche eliminiert – siehe Kapitel 4.5.1. & 5.1.), denn schon im Laufe der Kapitel 5.1. und 5.2. wurde klar, dass der zweite Sektor im Kontext von Krisenfestigkeit differenzierter gesehen werden muss. Hier sei abermals auf die „*compositional factors*“ von MARTIN und SUNLEY (2015, S. 25) hingewiesen: auf „*the make-up of the regional or local economy, its mix of industries and firms by age, size, type, ownership and so on*“. Es geht also auch stark um die Zusammensetzung (Diversität) und um die Unternehmer_innen. SCHWARZ (2017, Z. 74-79) ergänzt, dass die Entwicklung auch davon abhängt, ob es in den industriellen Betrieben gelingt, „*die sehr hochgradige Spezialisierung immer wieder an die neuen Rahmenbedingungen technologischer, ökologischer und weltwirtschaftlicher Art anzupassen*“. Damit bezieht er sich auch auf den adaptiven Kreislauf von Systemen, der in Kapitel 2.3. erklärt wurde und darauf, dass dieser Kreislauf, wie LUKESCH et al. (2010, S. 23) zeigen, nicht als deterministisch angesehen werden darf. Gelingt es den Betrieben einer Region zwischen r-, K- bzw. α -Phasen zu verbleiben, können diese und damit die gesamte Region als sehr krisenfest angesehen werden (diese Überlegungen lassen aber den krisenzentrierten Ansatz des Konzepts außen vor – ROHL (2017, Z. 76-77): „*Krise, Krise...heißt in Wirklichkeit Neubeginn, ist gar nicht so negativ*“).

Dass ein ausgeprägter zweiter Sektor für die Resilienz einer Region durchaus positiv sein kann und viel differenzierter gesehen werden muss, ist sicherlich eine der spannendsten Erkenntnisse, die sich auf Basis der beiden Untersuchungsgebiete gezeigt hat. Wichtig sind dabei definitiv die Zusammensetzung des industriellen Sektors in der Region (unterschiedliche Abhängigkeiten am Weltmarkt, Modularität,...), die verantwortlichen Unternehmer_innen und die Fähigkeit der ständigen inneren Erneuerung. Letztlich wäre aber auch hier eine tiefgreifende Analyse notwendig und spannend.

7.2.5. Der Tourismus als „konjunktureller Airbag“

Der zweite Wirtschaftszweig, der sich im Rahmen der Untersuchungen hervorgetan hat, ist der Tourismus, der laut Expert_innen in deutlich geringerem Ausmaß betroffen war, als andere Branchen: „*Und der Tourismus ist sicher einer der wenigen Faktoren gewesen, der der Krise nicht so unterlegen ist. Schon in einer gewissen Form, aber bei weitem nicht so, wie es andere Bereiche getroffen hat*“ (LOFERER-LAINER 2017, Z. 82-86). Aus diesem Grund sieht die WIRTSCHAFTSKAMMER TIROL (2015, S. 27) in diesem Zweig einen wichtigen Anker für das Land: „*Tourismus sorgt für Stabilität. Zudem hat sich der Tourismus in der*

Vergangenheit immer wieder als wichtiger „Konjunkturairbag“ erwiesen, der auch bei schwierigen konjunkturellen Rahmenbedingungen für eine Stabilisierung, insbesondere des Arbeitsmarktes, sorgte“. Ähnliches wurde auch für Wiens Wirtschaftsentwicklung von 1980 bis 2008 beobachtet, auf die auch der ausgeprägte Tourismus stabilisierend einwirkte (GRUBER 2011, S. 13).

Dieser Wirtschaftszweig wird damit also generell als sehr krisenfest angesehen und erhöht in logischer Folge damit auch die Resilienz einer Region. Dies gilt insbesondere für das Tiroler Unterland in dem der Tourismus dafür sorgte, dass die Beschäftigung gehalten werden konnte und der Umsatz entsprechend hoch geblieben ist (SEYRLING 2017, Z. 48-53). Im Kontext des Konzepts besonders interessant: Eine Rolle für die positiven Entwicklungen könnte dabei sogar die steigende gefühlte Unsicherheit und Risikowahrnehmung haben (Kapitel 2.), denn wie SEYRLING (2017, Z. 81-87) meint, könnten diese Faktoren dazu geführt haben, dass speziell Tourist_innen aus Nachbarländern eher in das sichere und nahe Österreich gereist sind, als in die Ferne.

Weiters sollte man nicht unterschätzen, wie stark der Tourismus in der gesamten regionalen Wirtschaft vernetzt ist: *„Und selbst, wenn immer sagt, na ja die Wertschöpfung ist ja gar nicht auf Platz eins, aber man darf beim Tourismus nicht unterschätzen, was alles mittelbar und unmittelbar noch dranhängt. Also dann natürlich auch das gesamte Handwerk, der gesamte übrige Dienstleistungsbereich“* (Ebd., Z. 53-56). Damit ist darüber hinaus auch gemeint, dass erfolgreiche touristische Unternehmer_innen als wichtige regionale Investoren gelten (etwa in Hotels, Wellnessanlagen oder Seilbahnen), wovon schließlich auch andere Branchen, allen voran die Baubranche profitieren (Ebd., Z. 184-186).

Es ist zwar möglich durch politische Intervention erhöhte Wertschöpfung und Beschäftigung in den Bereichen Tourismus oder Industrie zu forcieren (etwa durch Vermarktung der Region), letztlich hängt aber auch hier Vieles von natürlichen oder historisch-gewachsenen und damit kaum beeinflussbaren Gegebenheiten ab. Auf die nun folgenden Punkte kann man zunehmend leichter einwirken.

7.3. Bildung

Dass der Bereich Bildung kein unwesentlicher Faktor für die Resilienz ist, belegt ein Blick in die Arbeitslosenstatistik Österreichs: Dabei zeigt sich eindeutig, dass ein höherer Bildungsgrad die Wahrscheinlichkeit arbeitslos zu werden klar senkt (AMS 2016b, S. 1-2). 2016 hatten 80% aller in Österreich gemeldeten Arbeitslosen maximal eine Lehrausbildung

(Ebd.). Im Zuge dieses Kapitels soll das Bildungsniveau der regionalen Bevölkerung, das in den Untersuchungsregionen, wie in Kapitel 6. gezeigt, leicht unterdurchschnittlich ist, aber nur einen Aspekt darstellen.

7.3.1. Wissensbasis

Wenig überraschend sehen auch die Expert_innen in der Wissensbasis der ansässigen Bevölkerung einen wichtigen Faktor. In beiden Regionen wird die Nähe zu Schulstandorten hervorgehoben (etwa ROHL 2017, Z. 275-279; STEINBACHER 2017, Z. 50-52; KIRCHLER 2017, Z. 274-276), wobei hier insbesondere berufsbildende höhere Schulen unterstrichen wurden. SCHWARZ (2017, Z. 413-420) spricht in diesem Zusammenhang abermals die Bedeutung des Bildungsgrads bezogen auf die derzeitig angespannte Arbeitsmarktlage an und sieht in diesem Bereich auch Probleme in Österreich: *„Da gibt es große Engpässe [...], mit der Akquirierung von Fachkräften, ein enormer Engpassfaktor, trotz hoher Arbeitslosigkeit“*.

Da es sich bei diesem Faktor ohnehin um einen vieldiskutierten und relativ klaren handelt, gibt es aus Sicht des Resilienz-Ansatzes hier wenig Neues beizutragen.

7.3.2. Nähe und Kooperation zu Hochschuleinrichtungen

Sehr interessant hingegen sind die Nähe und Kooperation zu Hochschuleinrichtungen. Die Vorteile, die sich dadurch für eine Region ergeben sind vielfältig. Beide Untersuchungsgebiete haben mit der FH Wiener Neustadt (die größte in Österreich – PATZELT 2017, Z. 83-85) bzw. der FH Kufstein auch direkt in der Region Hochschuleinrichtungen.

Zunächst fungieren Universitäten und Fachhochschulen als Pull-Faktoren für junge Menschen, die zu wichtigen Arbeitskräften ausgebildet werden. So kommen nicht nur Studierende aus anderen Teilen Österreichs und der Welt in eine Region, sondern es bleiben auch viele ansässige Personen vor Ort (KIRCHLER 2017, Z. 112-119). Angesiedelte Hochschuleinrichtungen, aber auch spezielle berufsbildende höhere Schulen (HTLs, HAKs, etc.) können auswärtigen Schüler_innen bzw. Studierende in die Region bringen und auch dazu führen, dass die Landflucht aus periphereren Gebieten gebremst wird.

Durch intensive Kooperation profitieren auch die Betriebe stark von nahen Universitäten und FHs, da die Ausgebildeten den unterschiedlichen Anforderungen der ansässigen Unternehmen gut entsprechen (Ebd.). KIRCHLER (Ebd.) sieht in Niederösterreich-Süd eine

gute Abstimmung zwischen Bedarf der Unternehmer_innen und der Ausbildung der Bildungseinrichtungen vor Ort. So kann durch diese Zusammenarbeit die Wettbewerbsfähigkeit der Betriebe (durch das notwendige Know-How bzw. die „richtigen Köpfe“) und letztlich die Resilienz einer Region positiv beeinflusst werden.

Entscheidend in diesem Zusammenhang ist aber vor allem, dass sich durch eine umfassende, von politischer Seite unterstützte Kooperation das „Mind-Set“ einer Region in Richtung einer *„wissensbasierten, technologieorientierten Wirtschaft“* entwickeln kann (Impulsgeber) (SCHWARZ 2017, Z. 96-110). So passiert dies in Wiener-Neustadt, wo vor allem durch die Einrichtung des Technopols *„von der Industrie, gemeinsam mit Wissenschaftlern auch substantiell bundes- und landesseitig geförderte Forschungseinrichtungen zu unterschiedlichen Themen entstehen“* (PATZELT 2017, Z. 91-93). Das in *„guter Zusammenarbeit mit der ältesten Fachhochschule Österreichs“* (SCHWARZ 2017, Z. 107-110). PATZELT (2017, Z. 97-107) merkt in diesem Kontext an, dass solche Kooperationen *„keine Selbstläufer“* sind und hier lokale Entscheidungsträger ganz bewusst als Katalysatoren aktiv werden können, um in der Region die *„Zusammenarbeit in diesem trilateralen Bereich mit Fachhochschule, Wissenschaft und Wirtschaft“* ständig zu verstärken und zu unterstützen.

Es zeigt sich also, dass durch die Nähe, vor allem aber durch die aktive Zusammenarbeit mit Fachhochschulen und Universitäten starke Synergieeffekte freigesetzt werden können. Es mag speziell in der Adaptionregion Niederösterreich-Süd dies auch ein entscheidender Faktor gewesen sein, der die starken Veränderungs- und Erholungsprozesse möglich gemacht und einen wichtigen Beitrag zur Resilienz der Region geleistet hat. Interessant ist auch, dass in diesem Bereich lokale Akteure (zwar langfristig) aktiv werden können, um eine Region im Sinne des Konzepts stärker aufzustellen.

7.4. Bevölkerungsdynamik

Schon im Zuge der Vorstellung der Adaptionregion (Kapitel 6.2.) konnte die Bevölkerungsdynamik als wichtiger Faktor für die Resilienz einer Region festgestellt werden. Auch GRUBER (2011, S. 16) sieht in der negativen Entwicklung der Einwohnerzahl in der „Problemregion“ Obersteiermark einen wesentlichen Aspekt für die starke Betroffenheit während vergangener und aktueller Krisen. Im Umkehrschluss bedeutet das, dass eine positive Wechselwirkung zwischen einer steigenden Bevölkerung und dem wirtschaftlichen Erfolg einer Region besteht, eines begünstigt das andere. Insbesondere gilt dies auch für die

vorliegende Arbeit, da die Beschäftigungszahl entscheidender Indikator für die Auswahl der Untersuchungsregion war und diese wiederum stark durch die Bevölkerungsdynamik beeinflusst wird. Ein wichtiger Anteil dieser Dynamik ergibt sich aus individuellen Wanderungsmotiven, die auch geleitet sind von der Lebenssituation in der Region, die wiederum durchaus veränderbar ist.

7.4.1. Zuwanderung

Die Zuwanderung als erfolgsbegünstigender Faktor spielt für die erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklung des Tiroler-Unterlands der letzten Jahre eine entscheidende Rolle. SEYRLING (2017, Z. 369-375) hebt hier vor allem den Tourismus hervor, ein florierender Wirtschaftszweig, der ohne Zuzug nicht mehr genug Arbeitskräfte zur Verfügung hätte. Auch die Leitbetriebe wie Sandoz profitieren von der Zuwanderung und besetzen so auch qualitativ hochwertige Arbeitsplätze (LOFERER-LAINER 2017, Z. 258-261). STEINBACHER (2017, Z. 174-180) berichtet von dem gezielten Anwerben von gut ausgebildeten Arbeitskräften. Zu diesem Zweck wird bewusst auf eine Willkommenskultur gebaut, die auch in Zusammenarbeit mit der Fachhochschule umgesetzt wird (International School). Anhand des Tiroler-Unterlands geht also eindeutig die beschriebene Wechselwirkung hervor: die gute wirtschaftliche Performance führt zur stärkeren (man könnte auch sagen verlangt nach) Zuwanderung, diese wiederum begünstigt den ökonomischen Erfolg.

Auch für Niederösterreich-Süd wird prinzipiell von der Notwendigkeit der Zuwanderung gesprochen (MIERNICKI 2017, Z. 351-354), allerdings sehen die Expert_innen nicht zuletzt die Lage im Großraum hier als wichtigen Grund für die starken Zuzüge, da der Raum einen guten Kompromiss zwischen der Nähe zum Zentrum Wien und billigen Bodenpreisen bietet (KIRCHLER 2017, Z. 287-298). Nichtsdestoweniger hilft die positive Wanderungsbilanz auch hier der wirtschaftlichen Gesamtentwicklung der Region (Ebd.).

7.4.2. Die Umwelt-Lebenssituation

Die Umwelt-Lebenssituation beeinflusst sowohl die Geburten- als auch die Wanderungsbilanz und ist damit ein Faktor der Bevölkerungsdynamik. Die Expert_innen sehen darin einen Punkt, der zunehmend wichtiger wird, sowohl für Betriebsansiedelungen (MIERNICKI 2017, Z. 345-347), als auch um insbesondere junge Menschen (LOFERER-LAINER 2017, Z. 132-135) bzw. hochqualifizierte Arbeitnehmer_innen aus dem Ausland anzulocken

(STEINBACHER 2017, Z. 180-182). Dabei gliedert sich die Umwelt-Lebenssituation auf viele verschiedene Teilbereiche auf, etwa Sicherheit, Infrastruktur, Mentalität, Bildungsangebot oder Kinderbetreuung. Bezüglich letzterem sehen die Befragten in beiden Untersuchungsgebieten, aber auch in ganz Österreich deutlichen Aufholbedarf (ROHL 2017, Z. 122-124 bzw. LOFERER-LAINER 2017, Z. 146-151).

KIRCHLER (2017, Z. 258-265) gibt in diesem Kontext zu bedenken, dass die Lebenssituation oft nur in der Letztentscheidung relevant wird, zuvor müssen laut ihm also viele andere Faktoren stimmen. Schwarz (2017, Z. 380-384) berichtet ähnliches, erklärt aber auch, dass man „in die hinterste Gegend keine Leute“ bekommt.

Auch wenn der tatsächliche Einfluss begrenzt sein mag, haben die Regionen in dieser Hinsicht durchaus Stärken. In Niederösterreich-Süd werden dabei die interessante Lage nahe Wien, Graz und dem Neusiedlersee, sowie die zahlreichen Freizeitmöglichkeiten herausgestrichen (KIRCHLER 2017, Z. 267-275). Im Tiroler Unterland der Slogan „Urlauben, wo andere Urlaub machen“ hervorgehoben, der „ja nicht so weit hergeholt“ sei (SEYRLING 2017, Z. 356-362). Die Lebensqualität, die Landschaft und der Faktor Sicherheit haben also mitgeholfen Spitzenkräfte und Betriebe in die Region zu holen (STEINBACHER 2017, Z. 52-55).

7.5. Der psychologische Faktor des Wirtschaftens

Im Zuge der Gespräche mit den Expert_innen stellte sich heraus, dass der psychologische Faktor, also die Einstellungen, Bedenken und die Zuversicht der handelnden Akteure, eine wichtige Rolle für den wirtschaftlichen Erfolg spielt: „Ich glaube Wirtschaften ist zu einem wahnsinnig hohen Anteil Psychologie und Stimmung“ (MIERNICKI 2017, Z. 198). Interessant ist in diesem Zusammenhang vor allem, dass die lokale Politik und Institutionen durch Zukunftsstrategien hier eingreifend handeln können (DEISENBERGER 2015, S. 21). Wie also Erwartungen und Sichtweisen die Resilienz einer Region mitbestimmen können und wie auf diese psychologischen Aspekte Einfluss genommen werden kann, wird nun zum Thema.

7.5.1. Erwartungen und Sichtweisen der Wirtschaftstreibenden

Dass die Erwartungen speziell von Unternehmer_innen maßgeblich mitbestimmen wie risikoaffin und investitionsfreudig sie handeln, liegt auf der Hand. MIERNICKI (2017, Z. 198-

202) dazu: „*Ein Unternehmer der nur eine Krise hinter der nächsten sieht und nicht an sein Unternehmen und die wirtschaftliche Entwicklung glaubt, ist verloren. Sondern da gehört Optimismus dazu, realistischer Optimismus, nicht Fantasterei oder Blauäugigkeit. Das ist nicht mit Optimismus gemeint. Es gehört Mut dazu, nämlich auch wenn es hinunter geht*“.

Doch gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten sinkt der Mut der Wirtschaftstreibenden. Dabei stehen etwa die Fragen im Vordergrund, ob sich eine Investition lohnt oder ob kurz- und mittelfristig auch die entsprechende Nachfrage für ein angebotenes Produkt vorhanden ist. SEYRLING (2017, Z. 77-80) erinnert sich 2008/09 durchaus an eine „*gewisse abwartende Haltung*“, ergänzt aber, dass durch den Bereich der Wirtschaftsförderung hier bewusst Impulse gesetzt worden sind. STEINBACHER (2017, Z. 74-80) nennt beispielsweise die Vergabe von vergünstigten Baugründen, das intensive Werben mit der Lebensqualität und Ausbildungssituation der Region und den bewussten Aufbau einer Willkommenskultur gegenüber neuen Unternehmer_innen.

Neben solchen Maßnahmen der regionalen Politik können aber auch Institutionen einen Beitrag zu einem positiven Zukunftsbewusstsein leisten. MIERNICKI (2017, Z. 204-213) hebt hier die Wirtschaftsforschung hervor, die früh von einer V-Krise sprach und anhand bestimmter Parameter (Erdölpreis, Maßnahmen auf nationaler Ebene und der Zentralbanken,...) einen starken Anstieg nach der Rezession prophezeite. HEINISCH (2017, Z. 224-226) sieht in dieser Einflussnahme der Zukunftserwartungen einen Faktor für die „*nicht so schlechten Ansiedlungszahlen während der Krise*“ in der Region Niederösterreich-Süd.

Natürlich können die momentanen Sichtweisen auch durch öffentliche Investitionen und Förderungen verbessert werden. KIRCHLER (2017, Z. 86-91) beschreibt am Beispiel des Kurbereichs wie in Bad Schönau durch massive öffentliche Geldflüsse eine optimistische Stimmung erzeugt werden konnte.

Der psychologische Bereich ist damit nicht zu unterschätzen, hängt aber sicherlich auch stark mit Faktoren wie der Offenheit der Gesellschaft, Consulting und im Allgemeinen Regionalpolitik zusammen, die im Folgenden ins Zentrum gerückt werden.

7.6. Soziale Komponente der Resilienz

Der Bereich des Zwischenmenschlichen, der Beziehungen, des berühmten „*Drahts*“, so zeigte sich im Zuge der Gespräche über die beiden Erfolgsregionen, ist nicht unerheblich. Viele Expert_innen berichten in Hinblick auf andere Gebiete über reibungslose

Kommunikation zwischen Institutionen, kurzen Wegen und Offenheit der Gesellschaft. Die soziale Komponente ist damit ein Bereich, der eher unerwartet als beeinflussender Faktor für die Resilienz einer Region hoch veranschlagt wird. Das ist auch interessant, weil sich die Beziehungen zwischen lokalen Akteuren und Institutionen bzw. die Offenheit der Gesellschaft nur schwer in Zahlen ausdrücken lassen und aus diesem Grund in vielen anderen Untersuchungen wohl außen vor gelassen werden müssen.

7.6.1. Beziehungen zwischen lokalen Akteuren und Institutionen

Welche Rollen das soziale Gefüge und die kommunikativen Strukturen für die Resilienz einer Region haben, fasst STEINBACHER (2017, Z. 216-222) zusammen: *„[...] weil für mich Resilienz ganz stark mit Kommunikation zu tun hat. [...] Ich [...] sehe dann den sozialen Faktor, also inwiefern können Kooperationen zwischen AMS und Wirtschaftskammer in den einzelnen Betrieben gut stattfinden. Inwiefern besteht überhaupt eine Gesprächsbasis. Und dadurch sehe ich einen hohen Resilienzwert in der Region, wenn eine Gesprächsbasis und Kommunikation vorhanden sind. Da kann man schneller reagieren“*. LOFERER-LAINER (2017, Z. 162-169) stellt fest, dass solche guten Beziehungen etwa zwischen Sozialpartnern nicht selbstverständlich sind: *„Da weiß ich, dass das in vielen Bundesländern nicht funktioniert und das hängt natürlich von der Region ab, von den handelnden Personen. Und da muss ich sagen: in Tirol funktioniert das hervorragend.“* Als Negativbeispiel führt sie hier die Steiermark an, in der insbesondere die Kommunikation zwischen Land und Region schlecht funktioniere (Ebd., Z. 178-182). KIRCHLER (2017, Z. 188-194) und SCHWARZ (2017, Z. 459-472) heben ebenfalls explizit die Bedeutung der eingebundenen Personen hervor (Bürgermeister, andere lokale Politiker_innen, etc.), die durch ihr Handeln einen enormen Unterschied machen können.

Ein entscheidender Vorteil, der sich durch kurze Wege und guter zwischenmenschlicher bzw. zwischeninstitutioneller Beziehungen in einer Region ergibt, sind vermiedene *„Overheadkosten“* (LOFERER-LAINER 2017, Z. 204-207). So werden (nicht nur) finanzielle Ressourcen frei, die zu mehr Qualität und einem höheren Wirkungsradius der Akteure führen (Ebd., Z. 178-182).

7.6.2. Offenheit der Gesellschaft

Dass auch die Offenheit der Gesellschaft eine Rolle für die Resilienz spielen kann, stellt auch GRUBER (2011, S. 15-16) in einem Vergleich zwischen der Erfolgsregion Vorarlberg („*Offenheit zur Internationalisierung aufgrund der Einbettung in dynamischen Raum*“) und der Problemregion Obersteiermark („*konservierend wirkende Stimmung*“) fest. Damit sind also vorwiegend die Bereitschaft Neues zu versuchen und die Einstellung der Einwohner_innen gemeint.

In beiden Untersuchungsregionen wurden in diesem Kontext Stärken verortet. SCHWARZ (2017, Z. 432-474) betont das innovative, kreative, regionale Milieu, das nicht zuletzt im Zusammenhang steht mit dem Gründer- bzw. Wirtschaftsklima und der industriellen Tradition von Niederösterreich-Süd. Diese über längeren Zeitraum entstandene Atmosphäre mag seinen Teil zu dem bereits besprochenen ständigen Upgrading, den Innovationen und den Spin-Offs in der Region beitragen haben (Stichwort Adaptionstyp).

Doch auch in der Stabilitätsregion Tiroler Unterland hat die Offenheit der Region offensichtlich den Erfolg begünstigt. STEINBACHER (2017, Z. 116-123) erklärt, dass vor allem durch den Tourismus und den damit verbundenen Austausch und Zuzug ein generell offenes Denken vorherrschend ist. Dieses führt letztlich dazu, dass die Bereitschaft im Tiroler Unterland groß ist neue Dinge zu starten, die auch mal scheitern dürfen (Ebd.). Diese Grundeinstellung sei ein großer Vorteil der Region, half sie breit aufzustellen und damit abzusichern bzw. zu stabilisieren (Ebd.).

7.7. Politische Eingriffe

Obwohl viele der bisher genannten Faktoren in mittel- bzw. unmittelbaren Zusammenhang mit politischen Entscheidungen und Eingriffen stehen, wird als letzter Punkt explizit die Intervention in Zuge von Krisen von politischer Seite hervorgehoben. Dabei soll im Vordergrund stehen, wie Institutionen außerhalb, speziell aber innerhalb der Untersuchungsgebiete auf die Erschütterungen der Wirtschaft reagierten und so die erfolgreichen Entwicklungen der beiden Regionen Niederösterreich-Süd und Tiroler Unterland unterstützten.

7.7.1. Übergeordnete Ebene: Landes-, bundesseitige und europäische Politik

Auf der überregionalen Politikebene werden laut GRUBER (2011, S. 11) die Weichen auch für die Resilienz von Regionen gestellt. Das liegt daran, dass diese Regionen in die Rahmenbedingungen übergeordneter gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Ordnungen eingebettet sind (Ebd.). Zweifelsohne ist die Krisenfestigkeit von der Weltkonjunktur, der zunehmenden Vernetzung oder Nachfrageschwankungen (Kapitel 7.1.) beeinflusst. GRUBER (Ebd.) erklärt deshalb: *„Der effizienteste und effektivste Weg, eine resiliente wirtschaftliche Entwicklung zu erreichen, liegt sicherlich in der Veränderung der Rahmenbedingungen auf internationaler und nationaler Ebene“* und nennt als Beispiele etwa Finanzmarktregulierungen, die Reduktion von Spekulationen, verstärkte Regionalisierung der Produktion oder die Ökologisierung des Steuersystems (Ebd.). Auch wenn manche dieser vorgeschlagenen Veränderungen aus heutiger Sicht utopisch erscheinen, sehen die Expert_innen auch in den „kleineren“ überregionalen politischen Interventionen und Einflüssen wichtige Faktoren für die Resilienz von Regionen.

Hinsichtlich der Europäischen Union wird bezüglich Niederösterreich-Süd auf die Kofinanzierungsmittel verwiesen, die die Realisierung von Projekten ermöglichten (HEINISCH & MIERNICKI 2017, Z. 283-288). SCHWARZ (2017, Z. 448-453) sieht in der Lage im Fördergebiet einen sehr wichtigen Faktor für die starke Erholung der Adaptionsregion. SEYRLING (2017, Z.139-148) hebt die von der Europäischen Kommission geforderte „smart-specialisation“ hervor, bei der es darum geht, *„dass sich eine Region auf ihre Stärken besinnt und nicht jede Region einen Automobilcluster und einen Cluster erneuerbarer Energien macht, sondern dass man ganz klar darauf schaut, was sind die Stärkefelder der Region und dort schaut, entsprechend weiterzukommen. Aber auf keinen Fall darauf schaut, dass man möglichst alles abbilden kann, aber dementsprechend auch nur auf ja maximal mittlerem Niveau, aber nie und nimmer auf höherem Niveau.“*

Die Krisenbewältigungspolitik des Bundes wird differenziert bewertet. Die kurzfristigen Maßnahmen werden durchaus positiv gesehen (Vgl. Kapitel 3.4.). Die Schnelligkeit der Interventionen und die getroffenen Schritte werden hierbei als sinnvoll hervorgehoben (Kurzarbeitsmodell, Konjunkturpakete, Steuerreform) (MIERNICKI 2017, 299-303; SEYRLING 2017, Z. 295-299). Die Umsetzung langfristiger und reformierender Ideen wird dementsprechend äußerst kritisch gesehen (Ebd., Z. 300-310; ROHL 2017, Z. 166-168; STEINBACHER 2017, Z. 135-137). SEYRLING (2017, Z. 265-282) problematisiert zudem das „gold-plating“, also die strengere Umsetzung von EU-Vorgaben auf nationaler Ebene: *„[...] da tut sich Österreich leider immer wieder negativ hervor. [...] Und immer dann, wenn in Österreich strengere Regeln gelten, als in Deutschland, in Italien oder sonst wo ist auch eines klar: Ein*

Unternehmen oder grad ein internationaler Konzern, der schaut dann natürlich, dass er eher in Regionen investiert, wo auch die Rahmenbedingungen entsprechend sind. Und da glaube ich ist dann natürlich der Nationalstaat gefordert“. In diesen langfristigeren Bereichen sehen die Expert_innen also großen Nachholbedarf auf Bundesebene und sind damit unisono mit den diesbezüglichen in Kapitel 3.4. dargestellten Meinungen.

Auch auf Landesebene wurden Maßnahmen zur Krisenbewältigung gesetzt, wobei hier Investitionen der öffentlichen Hand, Investitionsanreize für den privaten Bereich und längerfristige Strategieentwicklungen genannt wurden (HEINISCH 2017, Z. 122-142; SEYRLING 2017, Z. 404-412).

7.7.2. Regionalpolitische Maßnahmen

Besonders bedeutend für die vorliegende Arbeit sind als letzter Faktor die Schritte, die gezielt von regionalen Politiker_innen und Akteuren gesetzt werden können, um die Resilienz der Region zu stärken. Natürlich gab es dafür auch in vielen zuvor genannten Punkten Möglichkeiten, etwa bei der Umwelt-Lebenssituation, den psychologischen Faktoren oder bei den Beziehungen zwischen den ansässigen Institutionen. Die möglichen Maßnahmen sind vielfältig, von der verbesserten Versorgung mit Kinderbetreuungseinrichtungen, über das Abhalten von Workshops (etwa International Day in Kooperation mit Schulen) bis hin zu Investitionsanreizen durch Vergünstigungen. Zum Abschluss dieses Kapitels werden nun Initiativen vorgestellt, die in den Erfolgsregionen von regionalen Akteuren oder im Zuge der Regionalpolitik durchgeführt wurden und die in den bisherigen Erfolgsfaktoren keinen Platz hatten.

So wurden etwa in der Region Niederösterreich-Süd durch die ecoplus Miethallen gebaut, die an Unternehmer_innen weitervermietet wurden. Der große Vorteil ist, dass die Kapitalintensität, die im Zuge von Expansionen oder Neuansiedelungen besteht, erheblich gemindert wurde. Anstatt selbst zu bauen und großes Risiko auf sich zu nehmen, konnten private Wirtschaftstreibende Projekte leichter umsetzen und Kapital anderwärtig einsetzen (HEINISCH 2017, Z. 218-224). HEINISCH (Ebd.) bezeichnet dies als ein Beispiel für intelligente Unterstützungsleistungen durch die öffentliche Hand.

Eine Rolle können auch Beratungstätigkeiten spielen, die insbesondere die Betriebe in einer Region wettbewerbsfähiger machen können. SEYRLING (2017, Z. 316-323) erklärt dazu: *„Beratung ist das Um und Auf, hat natürlich auch damit zu tun, dass es EU-Förderungen, Bundesförderungen, Landesförderungen gibt und es dann nicht immer ganz einfach ist, und wenn man dann bedenkt, dass wir in Tirol 99,8 Prozent KMU-Anteil haben und gerade*

einmal 0,2 Prozent Großunternehmen, kann man sich schon vorstellen, ich meine, einer Firma wie Sandoz oder Swarovski muss man nicht mehr die Förderungen erklären. Die haben eigene Mitarbeiter, die sich nur um das kümmern, aber, das habe ich schon gesagt, der klassische Tiroler Betrieb ist ein Klein- oder Kleinstunternehmen und die haben natürlich nicht die personellen Ressourcen und umso wichtiger ist da natürlich die Beratung.“ Auch in diesem Bereich kann also die Landes- bzw. Regionalpolitik aktiv werden und die ansässigen Unternehmen stärken.

Eine gelungene Aktion wurde auch im Kontext des Tiroler Unterlands genannt, wo sich insgesamt 23 Betriebe (etwa Wirtschaftshäuser) zusammengeschlossen haben und nach Möglichkeit nur noch (bzw. verstärkt) regional eingekauft wurde (LOFERER-LAINER 2017, Z. 109-111). So kann man die Identität der Region stärken, die Wirtschaft vor Ort stützen, die Beziehungen zwischen den Betrieben verbessern, als gutes Beispiel in Sachen ökologisches Handeln für die ansässige Bevölkerung vorausgehen und so last but not least die Resilienz der Region erhöhen.

SEYRLING (2017, Z. 225-254) gibt in diesem Zusammenhang einen sehr spannenden Einblick, wie man eine Region wirtschaftlich stärken kann, indem man in Sachen Bürokratie erfolgreichen ortsansässigen Unternehmen unter die Arme greift. Als der Konzern Sandoz im Tiroler Unterland eine Investition von 30 Millionen Euro in Aussicht stellte, konnte man durch gute Zusammenarbeit verschiedener Institutionen (Gemeinden: Flächenwidmung bzw. Bezirkshauptmannschaft: Betriebsgenehmigung) gemeinsam mit dem Unternehmen in kürzester Zeit das Betriebsanlagengenehmigungsverfahren realisieren. *„[...] das ist aus meiner Sicht dann immer etwas, was man unentgeltliche Wirtschaftsförderung nennen könnte, also wo definitiv kein Cent Förderung fließt [...] da tut sich, glaube ich, gerade auch das Tiroler Unterland hervor“*. Auch so kann Resilienz im weiteren Sinne beeinflusst werden.

Darüber hinaus wurden noch viele weitere Initiativen im Kontext der regionalen bzw. auf die Region bezogene Politik genannt: Qualifizierungsmaßnahmen für die Mitarbeiter_innen von in Bredouille geratenen Betrieben (MIERNICKI 2017, Z. 62-73), Zinsstreckungen (Ebd., Z. 248-249), Breitbandausbau (SEYRLING 2017, Z. 116-163) oder das bewusste Herstellen einer optimistischen Stimmung (KIRCHLER 2017, Z. 316-323).

7.8. Zusammenfassung

In den herausgearbeiteten sieben Kategorien konnten insgesamt 17 Erfolgsfaktoren für die wirtschaftliche Resilienz von Regionen anhand der beiden Erfolgsregionen Tiroler Unterland

und Niederösterreich-Süd durch die freundliche und überaus kompetente Mitarbeit der Expert_innen definiert werden. Die Palette reicht dabei von grundlegenden Dingen wie die Lage im Großraum über die Diversität der Wirtschaftsstruktur bis hin zu psychologischen oder sozialen Aspekten. Inwieweit die einzelnen Faktoren durch lokale oder überregionale Akteure veränderbar sind, ist sehr unterschiedlich. Die Reihenfolge wurde nach diesem Grad der möglichen Beeinflussung gewählt.

Wichtige Einflussgrößen der wirtschaftlichen Resilienz liegen eine oder mehrere Ebene über dem Wirkungsradius lokaler Akteure oder sind historisch gewachsen. Hier sind etwa die Lage im Großraum oder die Weltkonjunktur zu nennen. Andere Faktoren, wie die Wirtschafts- oder die Infrastruktur sind zwar zu beeinflussen, eine nachhaltige Veränderung in diesen Bereichen ist aber zeitlich nur langfristig möglich.

Dass diese unveränderbaren bzw. schwer zu beeinflussenden Faktoren gemeinsam schon ein wichtiges Fundament für die Resilienz bilden, bedeutet nicht, dass es von regionaler bzw. lokaler Seite keine Möglichkeiten gibt im Sinne des Konzepts auf eine Region einzuwirken.

Als besonders wirksam hat sich dabei die Orientierung hin zu einer wissensbasierten und innovativen Wirtschaft gezeigt. Durch Kooperationen mit Hochschuleinrichtungen und/oder die Organisation in Clustern oder Technopolis kann eine Region hier nachhaltig geprägt werden. Auch die Bevölkerungsdynamik spielt eine wichtige Rolle für die Resilienz, da sie in einer starken Wechselwirkung mit dem wirtschaftlichen Erfolg steht. Einfluss sowohl auf die Geburten-, als auch auf die Wanderungsbilanz kann durch die Umfeld-Lebenssituation genommen werden. Auch der aktive Aufbau einer Willkommenskultur kann hier eine Rolle spielen. Ohnehin kann Optimismus durch bewusste Impulse und Prognosen, ebenso wie die Selbstwahrnehmung einer Region (Identität) zu mehr Dynamik, Offenheit und Bereitschaft zu Neuem in wirtschaftlichen Bereichen führen. Als unerwartet wichtig hat sich auch die soziale Komponente der Resilienz erwiesen, die sich in der Beziehung und Zusammenarbeit zwischen Institutionen und verantwortlichen Einzelpersonen manifestiert. Verbesserungen in diesem Bereich sparen nicht nur Ressourcen, sondern können auch Kräfte zur positiven Veränderung freisetzen. Darüber hinaus stehen auch über die regionale Politik viele andere Möglichkeiten offen, um den einen oder anderen langfristigen Prozess hin zu mehr Resilienz zu initiieren.

8. Conclusio

Die vorliegende Arbeit steht im Zeichen einer intensiven Auseinandersetzung mit der wirtschaftlichen Resilienz der österreichischen Regionen. Dabei wurde in einem neuen Forschungsgebiet gearbeitet, das aufgrund von Globalisierungsprozessen, (zumindest subjektiv wahrgenommener) steigender Instabilität und beschleunigter Entwicklungszyklen stark an Relevanz gewonnen hat. Das Konzept hebt sich dadurch hervor, dass Erschütterungen und ihre Rolle als umgestaltende Kräfte, die bestehende Strukturen testen und gegebenenfalls stark verändern, ins Zentrum gestellt werden. Eine große Stärke liegt auch in der interdisziplinären Entstehungsgeschichte. Der Ansatz, der in anderen Forschungsrichtungen längere Tradition hat, wurde durch Erkenntnisse aus unterschiedlichen Disziplinen weiterentwickelt, die der Geographie grundlegend eher fern sind und so auch auf eine wirtschaftlich-räumliche Sichtweise ausgedehnt. Erfahrungen und Erkenntnisse aus der Psychologie, Biologie oder dem Ingenieurwesen und der Wissenstransfer prägen den einführenden Teil der Arbeit (Kapitel 2.).

Dass die als grundlegend definierte Frage „Resilience to what?“ ursprünglich aus einer ökologischen Sichtweise auf das Konzept stammt und übernommen wurde, passt also ins Bild. So wird in Kapitel 3. ausführlich auf die Erschütterung eingegangen, zu der die Resilienz der österreichischen Regionen untersucht wird. Klar hervor geht, dass die Auswirkungen der größten Rezession seit den 1930er Jahren Gebiete europaweit in sehr unterschiedlichem Maße in Mitleidenschaft gezogen haben. Auch innerösterreichisch zeigen sich hier deutliche regionale Disparitäten, welche den Ursprung der Analyse darstellen.

Die Widerstandsfähigkeit, einhergehend mit geringer Betroffenheit einer Region (schwacher/kein Einbruch der beobachteten Indikatoren), bildet allerdings nur eine Dimension des Konzepts ab. Von dem ambivalenten Verhältnis zwischen „Stabilität“ und „Wandel“ bzw. „Sein“ und „Werden“, in dem sich Regionen in wirtschaftlichen Krisenzeiten befinden, ausgehend, werden in Kapitel 4. zwei Ausprägungen von Erfolg im Sinne der Resilienz definiert. Neben Kontinuität und Stabilität kann sich dieser Erfolg auch aus Adaption angesichts der Krise („role in shaping“) ergeben. Allerdings ist auch Stabilisierung mit Anstrengungen und Initiativen verbunden, darf daher nicht als etwas Gegebenes angesehen werden.

Aus diesen Überlegungen heraus werden in Kapitel 4. zudem Maßzahlen entwickelt, mit deren Hilfe alle 35 NUTS-3-Regionen Österreichs analysiert und in Kapitel 5. schließlich zwei Beispielregionen ausgewählt werden, die jeweils eine Dimension widerspiegeln sollen. Da die im Anschluss befragten Expert_innen aus den Gebieten mehrheitlich die Einschätzung von Stabilitäts- bzw. Adaptionstyp teilen und die Identität der Erfolgsregionen

Tiroler Unterland (Stabilität) und Niederösterreich-Süd (Adaption) ähnlich bewerten, bestätigt wohl die Plausibilität der verwendeten Methodik.

Durch eine knappe strukturelle Analyse (Kapitel 6.) und vorausgehender Untersuchungen, vor allem aber mit freundlicher Mithilfe der regionalkundigen Expert_innen können auf Basis der Erfolgsregionen schließlich insgesamt 17 Erfolgsfaktoren – von der Lage im Großraum bis zu regionalpolitischen Maßnahmen – für die wirtschaftliche Resilienz von Regionen definiert werden. Generell wirken diese Faktoren in einem komplexen Zusammenspiel zueinander, daher kann die in Kapitel 7. dargelegte Aufreihung weder Vollständigkeit garantieren, noch gewährleistet werden, dass die Übertragung auf andere Gebiete zu identen Auswirkungen führen würde. Nichtsdestoweniger zeigen die Faktoren aber Möglichkeiten auf, wie versucht werden kann auf die Resilienz einer Region einzuwirken. Dabei zeigte sich durch die Auseinandersetzung mit den Erfolgsregionen, dass von (regional-) politischer Seite her Vieles gemacht wird um die Krisenfestigkeit der regionalen Wirtschaft zu verbessern oder um angesichts einer Erschütterung Adaptionprozesse zu initiieren, die mittel- bis langfristig zu einer robusteren lokalen Ökonomie führen sollen. Oft werden solche Maßnahmen aber nicht bewusst unter Berücksichtigung des Resilienz-Konzepts getroffen. So können Schritte, die etwa unter dem Ziel die Nachhaltigkeit oder Wettbewerbsfähigkeit zu erhöhen gesetzt werden, die kurzfristig die Betroffenheit sogar erhöhen können, langfristig die Resilienz einer Region aber stärken (Optimierungsprozesse). Das Konzept bringt so eine spannende neue Perspektive mit sich, aus der solche Maßnahmen hinsichtlich der Verbesserung der Widerstandsfähigkeit betrachtet werden. Zentral ist hierbei also der Umgang durch stabilisierende oder adaptive Handlungen mit der erhöhten Unsicherheit, Beschleunigung und Gefahr durch krisenhafte Erschütterungen (Kapitel 2.).

9. Beantwortung der Forschungsfragen, Kritische Reflexion und Ausblick

Grundsätzlich erwies sich die Untersuchung mit dem Titel „Wirtschaftliche Resilienz und ihre Faktoren am Beispiel Österreichischer Regionen“ und die entwickelte Herangehensweise als erfolgreich, obwohl im Laufe der Auseinandersetzung Probleme und Bedenken aufgetaucht sind, die im Zentrum dieses finalen Kapitels stehen werden. Zuvor jedoch soll mit einem Blick auf die Forschungsfragen abgewogen werden, inwieweit die Analyse der wirtschaftlichen Resilienz der österreichischen Regionen und der Beitrag zum noch jungen Forschungsfeld geglückt ist:

- Wodurch zeichnen sich Stabilitäts- bzw. Adaptionleistungen von Regionen aus und wie kann eine Einteilung anhand volkswirtschaftlicher Indikatoren passieren?
 - ⇒ Durch die Kontextualisierung in Kapitel 2. und die Überlegungen zum Erfolg im Sinne der Resilienz (4.1.) konnten mit Hilfe vorhandener Literatur zwei Ausprägungen der Resilienz definiert und mit Eigenschaften charakterisiert werden (4.2.). Als ein zentrales Anliegen der vorliegenden Arbeit wurden Maßzahlen (Betroffenheit, Veränderung und Erholung) auf Basis von Arbeitsmarktdaten definiert, die diesen Eigenschaften entsprechen und sie quantitativ ausdrücken können (4.5.). Diese Maßzahlen erlauben in Kombination die Einteilung und Rangbildung nach Stabilitäts- bzw. Adaptionausprägung.
- Wie schneiden die österreichischen Regionen auf Basis der NUTS-3-Einteilung hinsichtlich der getroffenen Einteilung nach Stabilitäts- bzw. Adaptionsregionen ab?
 - ⇒ In Kapitel 5. werden die österreichweiten Ergebnisse detailliert dargestellt und schon in Kapitel 3.4. werden die Auswirkungen der Krisen auf Österreich besprochen. Dabei sind große regionale Disparitäten auffällig. Letztlich konnten mit dem Tiroler-Unterland als Stabilitätsregion und mit Niederösterreich-Süd als Adaptionregion zwei im Sinne des Konzepts erfolgreiche Untersuchungsgebiete ausgewählt werden.
- Welche wirtschaftlichen Strukturen (sektorale Aufteilung, Beschäftigungsstruktur, ...) weisen die beiden ausgewählten Regionen auf?
 - ⇒ Insbesondere in Kapitel 6. (teilweise auch Kapitel 7.) wurde die sozio-ökonomische Struktur der beiden Untersuchungsgebiete behandelt. Neben spezifischen Besonderheiten waren hier vor allem der überdurchschnittlich hohe Beschäftigungs- und Wertschöpfungsanteil im zweiten Wirtschaftssektor, eine

positive Bevölkerungsdynamik und die Lage im Großraum als wichtige Einflussgröße auf die regionale Wirtschaft entscheidende Charakteristika.

- Wie bewerten Akteure der beiden ausgewählten Regionen die Auswirkungen und Einflüsse auf die wirtschaftlichen Entwicklungspfade?
 - ⇒ Mit Hilfe von Expert_innen aus verschiedenen Institutionen in den Regionen bzw. die Regionalentwicklung der beiden Untersuchungsgebiete betreffende Einrichtungen konnten die Auswirkungen der wirtschaftlichen Erschütterungen und die im Zuge der Krisen gesetzten Maßnahmen besser nachvollzogen werden. Die „role in shaping“ eines wirtschaftlichen Schock-Ereignisses im lokalpolitischen Bereich ging klar hervor und ist am besten durch die Lektüre der Interviews in ihrer Gesamtheit nachzuvollziehen (Anhang).
- Welche Faktoren für die Resilienz dieser Regionen können dadurch festgestellt und formuliert werden?
 - ⇒ Einen entscheidenden Beitrag für die Erfolgsfaktoren haben auch hier die Expert_innen geliefert, die hochspannende interne und zum Teil regionalspezifische Eindrücke geteilt haben, auf Basis derer schließlich 17 Erfolgsfaktoren formuliert wurden (Kapitel 7.).

So konnten zwar alle wesentlichen Forschungsvorhaben erfüllt werden, nichtsdestotrotz tauchten insbesondere hinsichtlich der entwickelten Methodik Problematiken auf, die auch im Zuge des Kapitels 4.5. genannt werden. So ist etwa die Maßzahl der Betroffenheit zu stark abhängig von dem Vorkrisenwert. Ist dieser ein Ausreißer kann das die gesamte Fläche massiv beeinflussen. Im Nachhinein wäre hier die Verwendung eines Mittelwerts oder der Idee des Wachstumspfad (MARTIN & SUNLEY 2015) zur Abschwächung dieses Effekts sinnvoll. Weiters ist die Veränderung der Beschäftigungsstruktur zu stark von Klassifizierungsänderungen beeinflusst. Auch die Erholung, die zwar prinzipiell zufriedenstellend ist, kann unter Umständen von zu wenigen Werten (und damit Ausreißern) verzerrt werden. Hier gäbe es also entsprechendes Verbesserungspotential.

Das Konzept der Resilienz bietet darüber hinaus die Möglichkeit alternative Konzepte und Misstrauen gegenüber derzeitige Ordnungen zu diskutieren, steht aber gleichzeitig unter dem Verdacht in dieser Hinsicht eine konservierende Rolle einzunehmen. Diese Ambivalenz zwischen Kritik am Wachstumsgedanken und Bedenken gegenüber zu hoher Weltmarktintegration auf der einen Seite und die Rückkehr zu bestehenden Strukturen auf der anderen ist ohne Zweifel eine spannende Andockstelle, die im Rahmen der vorliegenden

Arbeit nicht ausreichend genutzt wurde. Insbesondere die adaptive Dimension des Konzepts erlaubt Überlegungen abseits der neoliberalen Anschauung von der Rolle der Banken (den „too-big-to-fail“-Gedanken) und der Abkehr von der Sparpolitik bis hin zu Globalisierungskritik und einer Neuorientierung der Europäischen Union. Diese Diskussion stärker zu betonen, hätte die Arbeit kompletter gemacht.

Nicht zuletzt im Zuge der Gespräche mit den Interviewpartner_innen wurde klar, welche zentrale Rolle die vorhandenen Betriebe für die Resilienz einer Region einnehmen. Es entpuppte sich im Nachhinein daher als Fehler, dass die ansässigen Unternehmer_innen in der vorliegenden Arbeit nicht stärker zu Wort gekommen sind. Zwar gab es im Rahmen der Vorbereitung Bestrebungen etwa mit Verantwortungsträger_innen des vielzitierten Unternehmens „Sandoz“ im Tiroler-Unterland ein Interview zu führen, als diese jedoch scheiterten wurden weitere Versuche in diese Richtung aus Zeitgründen bedauerlicherweise ad acta gelegt.

Bedacht werden sollte auch die Kurzfristigkeit der vorliegenden Untersuchung. Zwischen Bewertung der Resilienz und dem tatsächlichen Schock-Ereignis liegen nur wenige Jahre. Das schmälert die Stabilitäts- bzw. Adaptionleistungen freilich nicht, eine erneute Untersuchung vor allem von Niederösterreich-Süd in einigen Jahren wäre trotzdem sehr interessant, um abzuschätzen wie die strukturellen Veränderungen auch längerfristig wirken. Insbesondere die wirtschaftliche Performance angesichts einer erneuten Krise wäre in diesem Sinne sehr aufschlussreich.

Nicht weniger spannend wäre eine weiterführende Untersuchung der Rolle des zweiten Wirtschaftssektors und hier insbesondere der Industrie für die Resilienz einer Region. Zwar haben beide Beispielregionen einen überdurchschnittlichen Beschäftigungsanteil in der Industrie- und Baubranche, aus einer gesamtösterreichischen Betrachtung konnte daraus aber kein genereller Erfolgsfaktor abgeleitet werden. Manche Autor_innen sehen darin gegenteilig sogar einen resilienzhemmenden Faktor. Entscheidend dürften in diesem Zusammenhang die von MARTIN und SUNLEY (2015) beschriebenen „compositional factors“ und der in Kapitel 2.3. beschriebene adaptive Kreislauf sein. Eine weiterführende Untersuchung wäre hier der logische nächste Schritt.

Klar ist auch, dass sich die Wahrnehmung des Konzepts seit der Krise im wirtschaftsnahen Bereich stark verändert hat. So ging aus den Gesprächen mit den Expert_innen eindeutig die gesteigerte Popularität hervor. Die Resilienz wird in einer Zukunft des Klimawandels, der großen Migrationsströme und der Globalisierung wohl weiter an Relevanz gewinnen. Da passt ins Bild, dass Angela Merkel als eine der mächtigsten Politiker_innen der Welt erst kürzlich die Krisenfestigkeit zur wichtigen Agenda der EU gekürt hat (APA 2017).

Quellen

ARBEITSMARKTSERVICE (AMS) (2015a): Bezirksprofile 2015. Arbeitsmarktprofil 704 Kitzbühel. – Online unter: <http://www.arbeitsmarktprofile.at/704/index.html> (aufgerufen am 03.05.2017).

ARBEITSMARKTSERVICE (AMS) (2015b): Bezirksprofile 2015. Arbeitsmarktprofil 705 Kufstein. – Online unter: <http://www.arbeitsmarktprofile.at/705/index.html> (aufgerufen am 03.05.2017).

ARBEITSMARKTSERVICE (AMS) (2015c): Bezirksprofile 2015. Arbeitsmarktprofil 709 Schwaz. – Online unter: <http://www.arbeitsmarktprofile.at/709/index.html> (aufgerufen am 03.05.2017).

ARBEITSMARKTSERVICE (AMS) (2015d): Bezirksprofile 2015. Arbeitsmarktprofil 316 Lilienfeld. – Online unter: <http://www.arbeitsmarktprofile.at/316/index.html> (aufgerufen am 03.05.2017).

ARBEITSMARKTSERVICE (AMS) (2015e): Bezirksprofile 2015. Arbeitsmarktprofil 323 Neunkirchen. – Online unter: <http://www.arbeitsmarktprofile.at/323/index.html> (aufgerufen am 03.05.2017).

ARBEITSMARKTSERVICE (AMS) (2015f): Bezirksprofile 2015. Arbeitsmarktprofil 334 Wr. Neustadt. – Online unter: <http://www.arbeitsmarktprofile.at/334/index.html> (aufgerufen am 03.05.2017).

ARBEITSMARKTSERVICE (AMS) (2016a): Arbeitslosenquoten nach NUTS3-Regionen. – Online unter: www.ams.at/docs/001_ams-nuts3_monate_2016.xls (aufgerufen am 05.05.2017).

ARBEITSMARKTSERVICE (AMS) (2016b): Arbeitsmarktdaten im Kontext von Bildungsabschlüssen. – Online unter: http://www.ams.at/docs/001_spezialthema_aktuell.pdf (aufgerufen am 23.05.2017).

ARBEITSMARKTSERVICE (AMS) (2017): Fachbegriffe. Unselbstständige Beschäftigte. – Online unter: http://www.ams.at/ueber-ams/medien/arbeitsmarktdaten/fachbegriffe#Unselbstndig_Beschftigte (aufgerufen am 22.04.2017).

AUSTRIA PRESSE AGENTUR (APA) (2015): Merkel und Macron geben Gas bei EU-Reform: Neue Verträge möglich. – Online unter: <http://derstandard.at/2000057635145/Merkel-empfang-Macron-zu-Antrittsbesuch-in-Berlin> (aufgerufen am 15.05.2017).

AUSTRIA PRESSE AGENTUR (APA) (2015): Semmering-Tunnel geht bei EU-Förderung leer aus. – Online unter: <http://diepresse.com/home/wirtschaft/economist/4797295/SemmeringTunnel-geht-bei-EUFoerderung-leer-aus> (aufgerufen am 16.05.2017).

- BRINKMANN C., KARR W., SPITZNAGEL E. (1985): Saisonale Schwankungen von Beschäftigung und Arbeitslosigkeit. – In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 18 (4).
- BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE ONLINE (2014): Schock. - Online unter: <https://univie.brockhaus.de/enzyklopaedie/schock-0> (aufgerufen am 20.03.2017).
- BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE ONLINE (2012): System (allgemein). – Online unter: <https://univie-brockhaus-de.uaccess.univie.ac.at/enzyklopaedie/system-allgemein> (aufgerufen am 02.06.2017).
- BUNDESMINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND WIRTSCHAFT (BMFWF) (2014): Warenverkehr 2014. Endgültige Werte. – Online unter: https://www.bmfwf.gv.at/Aussenwirtschaft/oesterreichswirtschaftsbeziehungen/DatennundFakten/Documents/Warenverkehr_2014_endg.pdf (aufgerufen am 05.05.2017).
- CAMPELLA T. J. & VALE L. J. (2005): The Resilient City. How Modern Cities Recover from Disaster. - Oxford.
- CARPENTER S., WALKER B., ANDERIES J., ABEL N. (2001): From metaphor to measurement. Resilience of what to what? – In: Ecosystems 4 (8), 765-781.
- CHRISTL M., KÖPPL-TURZYNA M., KUCSERA D., LORENZ H. (2016): Das beste Konjunkturprogramm heißt Zuversicht. Neue Wege zu mehr Wachstum und Beschäftigung. Herausgegeben von der Denkfabrik Agenda Austria. – Wien.
- CLINE W. R. (2010): Financial Globalization, Economic Growth, and the Crisis of 2007-09. - Washington, D.C.
- DEISENBERGER M. (2015): Wirtschaftliche Resilienz von Regionen in der Finanz- und Wirtschaftskrise. – Bayreuth. (= Bayreuther Geographische Arbeiten 35).
- DIE WELT ONLINE (2012): Aufstieg und Niedergang von Nokia. - Online unter: https://www.welt.de/newsticker/dpa_nt/infonline_nt/computer_nt/article106597423/Aufstieg-und-Niedergang-von-Nokia.html (aufgerufen am 20.03.2017).
- ELSCHEN R. & LIEVEN T. (Hrsg.) (2009): Der Werdegang der Krise. Von der Subprime- zur Systemkrise. - Wiesbaden.
- EUROPÄISCHE KOMMISSION (2014): Pressemitteilung vom 22. Januar 2014. Kommission ruft zu sofortigem Handeln für ein Wiedererstarken der europäischen Industrie auf. – Online unter: http://europa.eu/rapid/press-release_IP-14-42_de.htm (aufgerufen am 23.05.2017).
- EUROSTAT (2008): NACE Rev. 2. Statistische Systematik der Wirtschaftszweige in der Europäischen Gemeinschaft. – Online unter: <http://ec.europa.eu/eurostat/documents/3859598/5902453/KS-RA-07-015-DE.PDF/680c5819-8a93-4c18-bea6-2e802379df86?version=1.0> (aufgerufen am 20.04.2017).

- EUROSTAT (2015): NUTS - Systematik der Gebietseinheiten für die Statistik. Übersicht. – Online unter: <http://ec.europa.eu/eurostat/de/web/nuts/overview> (aufgerufen am 22.04.2017).
- EUROSTAT (2016): Statistische Systematik der Wirtschaftszweige in der Europäischen Gemeinschaft (NACE). – Online unter: [http://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php/Glossary:Statistical classification of economic activities in the European Community \(NACE\)/de](http://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php/Glossary:Statistical_classification_of_economic_activities_in_the_European_Community_(NACE)/de) (aufgerufen am 20.04.2017).
- EUROSTAT (2017a): Unemployment by sex and age - quarterly average. – Online unter: http://appsso.eurostat.ec.europa.eu/nui/show.do?dataset=une_rt_q&lang=en (aufgerufen am 11.04.2017).
- EUROSTAT (2017b): Employment by sex, age and citizenship (1 000). – Online unter: http://appsso.eurostat.ec.europa.eu/nui/show.do?dataset=lfsa_esgan&lang=en (aufgerufen am 11.04.2017).
- EUROSTAT (2017c): Bruttoinlandsprodukt (BIP) zu laufenden Marktpreisen nach NUTS-2-Regionen. – Online unter: http://ec.europa.eu/eurostat/de/web/products-datasets/-/NAMA_R_E2GDP (aufgerufen am 11.04.2017).
- EUROSTAT (2017d): Employment statistics. – Online unter: [http://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php/Employment statistics](http://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php/Employment_statistics) (aufgerufen am 22.04.2017).
- EUROSTAT (2017e): Employer business demography by NACE Rev. 2 and NUTS 3 regions. – Online unter: http://appsso.eurostat.ec.europa.eu/nui/show.do?dataset=bd_enace2_r3&lang=de (aufgerufen am 12.01.2017).
- EUROSTAT (2017f): Population change - Demographic balance and crude rates at regional level (NUTS 3). – Online unter: http://appsso.eurostat.ec.europa.eu/nui/show.do?dataset=demo_r_gind3&lang=en (aufgerufen am 29.04.2017).
- EVANS R, KARECHA J. (2014): Staying on top. Why is Munich so resilient and successful?. – In: European Planning Studies 22 (5), 1259-1279.
- FELDSTEIN M. (2015): Ending the euro crisis. – In: Journal of Policy Modeling 37 (3), 423-427.
- FLICK U. (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. – Reinbek bei Hamburg.
- FOSTER K. A. (2012): In search of regional resilience. – In: WEIR M., PINDUS N., WIAL H., WOLMAN H.: Urban and Regional Policy and its Effects. Building Resilient Regions 52 (4), 24-59.
- FRANK S. (2012): Wirtschaftskrise(n) 2007 bis 2010: Auswirkungen auf Österreich und politische Massnahmen zur Gegensteuerung. Mit einem Vergleich zur Weltwirtschaftskrise 1929. - Frankfurt am Main. (= Politik und Demokratie 29).

- GLÄSER J. & LAUDEL G. (2009³): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse. Als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen. – Wiesbaden.
- GORTON G. B. (2009): The subprime panic. - In: European Financial Management 15 (1), 10-46.
- GRUBER M. (2011): Regionale Resilienz. Neue Anforderungen für Österreichs Regionalpolitik? Im Dialog mit den Teilnehmenden des Workshops des BKA Sektion IV/4. - Wien.
- HANLEY N. (1998): Resilience in social and economic systems. A concept that fails the cost-benefit test?. - In: Environment and Development Economics 3 (2), 221–262.
- HEINISCH H. (2017): Mündliches Interview vom 14.03.2017.
- HEISE ONLINE (2015): Get big fast and bust: vor 15 Jahren platzte die Dotcom-Blase. – Online unter: <https://www.heise.de/newsticker/meldung/Get-big-fast-and-bust-vor-15-Jahren-platzte-die-Dotcom-Blase-2572101.html> (aufgerufen am 12.04.2017).
- HILL E., ST. CLAIR T., WIAL H. & WOLMAN H. (2012): Economic shocks and regional economic resilience. - In: WEIR M., PINDUS N., WIAL H. & WOLMAN H.: Urban and Regional Policy and its Effects. Building Resilient Regions 52 (4), 193-274.
- HILL E., WIAL H. & WOLMAN H. (2008): Exploring regional economic resilience. – Berkeley. (=Working Paper 4 of the Institute of Urban and Regional Development).
- HOLLING C. S. (1973): Resilience and stability of ecological systems. - In: Annual Review of Ecology and Systematics 4, 1-23.
- ILLING F. (2013): Deutschland in der Finanzkrise. Chronologie der deutschen Wirtschaftspolitik 2007-2012. - Wiesbaden.
- ILLING F. (2017²): Die Eurokrise. Analyse der europäischen Strukturkrise. - Wiesbaden.
- KIRCHLER W. (2017): Mündliches Interview vom 23.03.2017.
- KLEINE ZEITUNG (2016): Große Landflucht in das Grazer Feld. – Online unter: http://www.kleinezeitung.at/steiermark/ennstal/5014622/Neue-Prognose_Grosse-Landflucht-in-das-Grazer-Feld (aufgerufen am 28.04.2017).
- KOTLER P. & CASLIONE J. A. (2009): Chaotics. The Business of Managing and Marketing in the Age of Turbulence. - New York.
- LAMNEK S. (2010⁵): Qualitative Sozialforschung. – Weinheim und Basel.
- LAND NIEDERÖSTERREICH (2016): Niederösterreichs Exportwirtschaft legt in Osteuropa stark zu. Bohuslav, Zwazl: Exporte sind wesentlicher Faktor der heimischen Wirtschaft. –

Online unter: http://noe.gv.at/noe/Internationales-Europa/122635_Exportwirtschaft.html (aufgerufen am 05.05.2017).

LANG T. (2011): Urban resilience and new institutional theory – A happy couple for urban and regional studies?. – In: MÜLLER B. (Hrsg.): Annual of Spatial Research and Policy 2010. Urban Regional Resilience: How Do Cities and Regions Deal with Change?. – Berlin, 15-24.

LEODOLTER M. (2010): Steiermark am stärksten von Rezession betroffen. – Online unter: <http://diepresse.com/home/wirtschaft/economist/556982/Steiermark-am-staerksten-von-Rezession-betroffen> (aufgerufen am 28.04.2017).

LIN C. Y.-Y., EDVINSSON L., CHEN J., BEDING T. (2014): National Intellectual Capital and the Financial Crisis in Austria, Belgium, the Netherlands, and Switzerland. - New York u.a.

LINSINGER E. (2016): Warum die Arbeitslosigkeit in Österreich nicht sinkt. – Online unter: <https://www.profil.at/oesterreich/arbeitslosigkeit-oesterreich-7693174> (aufgerufen am 10.04.2017).

LOFERER-LAINER B. (2017): Mündliches Interview vom 15.03.2017.

LUKESCH R., PAYER H. & WINKLER-RIEDER W. (2010): Wie gehen Regionen mit Krise um? Eine explorative Studie über die Resilienz von Regionen (im Auftrage des Bundeskanzleramtes Sektion IV, Abteilung 4), ÖAR Regionalberatung. - Wien.

MARTIN R. & SUNLEY P. (2015): On the notion of regional economic resilience: Conceptualisation and explanation. – In: Journal of Economic Geography 15 (1), 1-42.

MARTIN R. (2012): Regional economic resilience, hysteresis and recessionary shocks. – In: Journal of Economic Geography 12 (1), 1-32.

MIERNICKI H. (2017): Mündliches Interview vom 14.03.2017.

MOSER S. (2016): Das goldene Ostgeschäft der Banken. Warum die österreichischen Banken für ihre Expansionswut teuer bezahlen – und wie sie sich trotzdem eine goldene Nase verdienen. – Online unter: <http://derstandard.at/2000029268423/Das-goldene-Ostgeschaeft-der-Banken> (aufgerufen am 10.04.2017).

NEUBÄUMER R. (2011): Eurokrise: Keine Staatsschuldenkrise, sondern Folge der Finanzkrise. – In: Wirtschaftsdienst 91 (12), 827-833.

ÖSTERREICHISCHE NATIONALBANK (OeNB) (2017): Bruttoinlandsprodukt – real. Konjunkturindikatoren. – Online unter: <https://www.oenb.at/Statistik/Standardisierte-Tabellen/Internationale-Vergleiche/Konjunkturindikatoren/bruttoinlandsprodukt-real.html> (aufgerufen am 10.04.2017).

PATZELT P. (2017): Mündliches Interview vom 14.03.2017.

- PENALL R., FOSTER K. A. & COWELL M. (2010): Resilience and regions. Building understanding of the metaphor. - In: Cambridge Journal of Regions, Economy and Society 3 (1) 71-84.
- PUDSCHEDL W. & SCHWARZ R. (2016): Bank Austria. Bundesländerüberblick. – Online unter: https://www.bankaustria.at/files/Bundeslaenderbericht_2016.pdf (aufgerufen am 28.04.2017).
- REID C. (2012): The Community Reinvestment Act and the Authority to Do Good. - In: Public Administration Review 72 (3), 439-441.
- ROHL M. (2017): Mündliches Interview vom 20.03.2017.
- SALZBURGER NACHRICHTEN (2013): Die Landflucht wird zum Problem. – Online unter: <http://www.salzburg.com/nachrichten/rubriken/besteimmobilien/wohnen-leben/sn/artikel/die-landflucht-wird-zum-problem-76066/> (aufgerufen am 28.04.2017).
- SCHMIDT-SEIWERT V. (2011): Finanz- und Wirtschaftskrise. Das Europa der unterschiedlichen Betroffenheit. - In: Informationen zur Raumentwicklung 16 (2), 113-120.
- SCHWARZ W. (2017): Mündliches Interview vom 16.03.2017.
- SEMPERIT GROUP (2016): Geschäftsbericht 2016. – Online unter: http://www.semperitgroup.com/investor-relations/Semperit_GB_FY2016_DE.pdf (aufgerufen am 05.05.2017).
- SEYRLING R. (2017): Mündliches Interview vom 13.03.2017.
- SIMMIE J. & MARTIN R. (2010): The economic resilience of regions: towards an evolutionary approach. - In: Cambridge Journal of Regions, Economy and Society 3 (1), 27-43.
- STATISTIK AUSTRIA (2012): Abgestimmte Erwerbsstatistik 2012. – Online unter: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/arbeitsmarkt/regionale_arbeitsmarktdaten/index.html (aufgerufen am 22.05.2017).
- STATISTIK AUSTRIA (2016): Regionales BIP und Hauptaggregate nach Wirtschaftsbereichen und 35 NUTS 3-Regionen. – Online unter: https://www.statistik.at/web_de/statistiken/wirtschaft/volkswirtschaftliche_gesamtrechnungen/regionale_gesamtrechnungen/nuts3-regionales_bip_und_hauptaggregate/index.html (aufgerufen am 02.05.2017).
- STEINBACHER M. (2017): Mündliches Interview vom 14.03.2017.
- STIGLITZ J., SEN A., FITOUSSI JP. (2009): The Measurement of Economic Performance and Social Progress Revisited. Bericht im Auftrag der von Präsident Sarkozy einberufenen Commission on the Measurement of Economic Performance and Social Progress. - Paris.

TIROLER LANDESREGIERUNG (2017): Regionsprofil. NUTS 3 Region. Tiroler Unterland. – Online unter: [https://www.tirol.gv.at/fileadmin/themen/statistik-budget/statistik/downloads/Regionsprofile/Stat_profile/nuts3/Tiroler Unterland.pdf](https://www.tirol.gv.at/fileadmin/themen/statistik-budget/statistik/downloads/Regionsprofile/Stat_profile/nuts3/Tiroler_Unterland.pdf) (aufgerufen am 03.05.2017).

WIENER BÖRSE (2017): ATX. Aktuelle Indexwerte. – Online unter: [https://www.wienerborse.at/indizes/aktuelle-indexwerte/historische-daten/?ID NOTATION=92866&ISIN=AT0000999982](https://www.wienerborse.at/indizes/aktuelle-indexwerte/historische-daten/?ID_NOTATION=92866&ISIN=AT0000999982) (aufgerufen am 10.04.2017).

WIRTSCHAFTSKAMMER TIROL (2015): Tirol – ein starkes Land. Bevölkerung, Arbeitsmarkt, Wirtschaftsleistung und Unternehmen. – Online unter: <https://www.standort-tirol.at/data.cfm?vpath=ma-wartbare-inhalte/downloads-neu/broschuere-tirol---ein-starkes-land-de--2013> (aufgerufen am 02.05.2017).